Debatten und Praxen des Anarchismus

Ausgabe Nr. 11, 01. November 2011

© kritisch-lesen

Die elfte kritisch-lesen-Ausgabe ist der erste Teil eines (vorläufig) zweiteiligen Schwerpunktes zum Thema Anarchismus. Er ist auch der erste Schwerpunkt, der überwiegend von Autor_innen aus dem Autor_innen- und Sympathisant_innen-Kreis (ASK) geplant und zusammengestellt wurde. Der zweite Anarchismus-Schwerpunkt – soviel sei vorweg verraten – wird im April 2012 erscheinen und sich mit „Zeugnissen" des Anarchismus beschäftigen. Darunter verstehen wir (Auto)biografien, Memoiren, Werksammlungen, Tagebücher, etc. Die erste Anarchismus-Ausgabe beschäftigt sich mit vielerlei unterschiedlichen Debatten und Praxen des Anarchismus und ist ebenso pluralistisch und heterogen wie der Anarchismus selbst.

Den Beginn macht Sebastian Friedrichs Rezension Sehhilfe für Vielschichtigkeit des Anarchismus über das Buch *Hier und Jetzt* von Uri Gordon. Das Buch und die Rezension nähern sich der gegenwärtigen anarchistischen Bewegung im Kontext der globalisierungskritischen Bewegung von vielen verschiedenen Richtungen und Blickwinkeln. Weiter geht es mit einem zweiten Buch voll anregender Reflexionen zum Anarchismus in Theorie und Praxis: Regina Wamper stellt in Verteidigung des Anarchismus Überlegungen zu Gabriel Kuhns Buch *Vielfalt – Bewegung – Widerstand* an. Um dem Vergessen weniger bekannter Anarchist_innen entgegenzuwirken, hat der Wanderverein Bakuninhütte e.V. eine Gedenkschrift zu Fritz Scherer veröffentlicht. Sebastian Kalicha bespricht diese Schrift in Der Anarchist und der Alpenverein. Etwas theoretischer wird es bei Gabriel Kuhns Rezension Anarchismus Old School zu Hans Jürgen Degens Buch *Das Paradies ist offen*, in der Kuhn die Frage stellt, wie innovativ die in dem Buch dargelegten Gedanken tatsächlich sind. Eine historische und theoretische Abhandlung zum Anarchafeminismus – einem besonders wichtigen Thema in der anarchistischen Bewegung – findet sich in Der doppelte Kampf von Regina Wamper: Sie bespricht das deutschsprachige Standardwerk zum Thema von Silke Lohschelder, Liane M. Dubowy und Inés Gutschmidt. Gabriel Kuhns zweite Rezension Vorkriegsantifa beschäftigt sich mit einem historischen Thema des deutschen Anachosyndikalismus: der anarchosyndikalistischen Arbeiterwehr Schwarze Scharen, die gegen den Faschismus in Deutschland Widerstand leistete. Philippe Kellermann hat schließlich die bahnbrechende Studie zu Bakunins Konflikt mit Marx von Wolfgang Eckhart rezensiert, wobei er nach der Lektüre satter 1239 Seiten zu einer Reihe interessanter Schlussfolgerungen kommt. Wie dieser epochale Aufeinanderprall zweier unterschiedlicher Auffassungen des Sozialismus in einem anderen Teil der Welt tragische Realität wurde und welche Auswirkungen dies hatte, bespricht Sebastian Kalicha in seiner Rezension Bakunin versus Marx auf kubanisch.

Darüber hinaus hat die Redaktion vier weitere Rezensionen zu anderen Themen ausgewählt. Zunächst bespricht Heinz-Jürgen Voß in Vom Gay Pride zum White Pride den von Koray Yilmaz-Günay herausgegebenen Band „Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre ‚Muslime versus Schwule'", in dem die Autor_innen am Beispiel Berlin rassistische Entwicklungen

nachzeichnen, wenn etwa Kriege und Menschenrechtsverletzungen mit dem Kampf für Rechte von Homosexuellen und Frauen begründet werden. Anschließend richtet Fritz Güde anhand des Buchs Die arabische Revolution? von Bernhard Schmid den Blick auf Nordafrika und die Frage, wie sich die Lage dort fern von vorherrschenden Medienberichten darstellt. Adi Quarti geht in Gewalt und Nichtstun Slavoj Zizeks „abseitigen Reflexionen“ zu Gewalt auf den Grund. Schließlich kritisiert Fritz Güde in Entbeintes in Brühe Götz Alys Versuch, den deutschen Antisemitismus aus dem Neid zu erklären.

Wie stets an dieser Stelle: Wenn ihr immer rechtzeitig über die neuste Ausgabe informiert werden wollt, dann tragt euch gern in der Spalte rechts für den Newsletter ein, freundet euch mit uns bei Facebook an oder haltet einfach sonst die Augen auf.
Viel Spaß beim kritischen Lesen!

Sehhilfe für Vielschichtigkeit des Anarchismus

Uri Gordon
Hier und jetzt
Anarchistische Praxis und Theorie

Der Aktivist und Publizist Uri Gordon legt mit „Hier und Jetzt" eine Bestandaufnahme gegenwärtiger anarchistischer Bewegungen vor.

Rezensiert von Sebastian Friedrich

Zu Beginn des Jahrtausends wehte ein frischer Wind antikapitalistischer Perspektiven. Der Widerstand gegen das WTO-Treffen in Seattle im Dezember 1999 mobilisierte viele Menschen, die die Verhältnisse nicht mehr einfach hinnehmen wollten, sondern aktiv an Ort und Stelle ihrer Wut Ausdruck verliehen. Aus dem Wind wurde zwar kein Sturm, aber die globalisierungskritische Bewegung war weit mehr als ein laues Lüftchen. Seattle war kein Ausnahmefall, auch kurz vorher in Köln, in Prag 2000, in Genua und Göteborg 2001, in Gleneagles 2005 und – vielleicht als bisher letzter größerer Ausdruck der Bewegung – in Heiligendamm im Juni 2007 trafen tausende Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen, Vorstellungen und Aktionsformen zusammen, um sich gemeinsam zu widersetzen oder zumindest ihren Protest auszudrücken. Einer von ihnen war Uri Gordon. Er kam im Oktober 2000 nach Europa, eigentlich um eine Doktorarbeit über Umweltethik zu schreiben. Doch ihm kam beim Schreiben die weltweite antikapitalistische Bewegung dazwischen. Pragmatisch brachte er sowohl sein Promotionsvorhaben als auch seine politische Arbeit zusammen und schrieb seine Doktorarbeit kurzerhand über die aktuellen Formationen des Anarchismus. Herausgekommen ist das 2010 in deutscher Übersetzung bei Nautilus erschienene Buch „Hier und Jetzt", das in englischer Sprache unter dem Titel „Anarchy Alive!" bereits 2008 bei Pluto Press erschien.

Anarchismus als politische Kultur

Es geht dem Autor weniger darum, Antworten auf die brennenden Probleme der anarchistischen Bewegung zu liefern, vielmehr möchte er die entscheidenden Fragen mit ihren Hintergründen und Facetten formulieren. Er versucht, das wabernde, manchmal endlos verknotet zu scheinende Verwickelte zu entwirren. Zur Entwirrung und -wicklung soll zunächst die viel gestellte und noch häufiger beantwortete Frage nach dem, was Anarchismus *eigentlich ist*, beitragen. Anarchismus wird von Gordon als politische Kultur gefasst, weil Anarchismus so verstanden weniger als theoretische Einheit mit ideologischer Konformität oder als lineare Struktur erscheinen kann. Anschaulich, verständlich und hervorragend strukturiert teilt Gordon die anarchistische Kultur in vier Bereiche auf: Organisationsformen, Aktionsrepertoires, gegenkulturelle Ausdrucksformen und politische Sprache. In der knappen, aber dennoch erhellenden Nachzeichnung zentraler Diskussionen innerhalb der anarchistischen Bewegung kommt der Autor auf den Konflikt zwischen „altem" und „neuem Anarchismus" zu sprechen. Während beim „alten Anarchismus" weniger Wert auf herrschaftsfreie Strukturen in der Gegenwart und stattdessen auf Mehrheitsentscheidungen und Hierarchien (zum Beispiel in konkreten Positionen in Organisationen) gesetzt wird, zeichnet sich der „neue Anarchismus" durch Breite und Diversität aus – mit horizontalen Strukturen, schwer

eingrenzbar und offen. In „Hier und Jetzt“ wird – wenig überraschend – die „neue Schule“ fokussiert, zugleich aber auf die Künstlichkeit der Unterteilung hingewiesen, denn die Grenzen sind nicht nur schwer zu ziehen, sondern es gibt breite Solidaritäten zwischen den „Schulen“ und weitreichende Überschneidungen.

Markierungen anarchistischer Inhalte

Was sind die wichtigsten Themen anarchistischer Aktivist_innen? Gordon benennt drei zentrale Inhalte. Zu bekämpfen ist *erstens* jede Form der Herrschaft – und damit ist nicht ausschließlich die von Staat und Kapital gemeint. Vielmehr sind die verschiedenen Formen der Unterdrückung zusammen zu denken. Diese Perspektive geht zum Beispiel auf die Kämpfe Schwarzer Feministinnen in einer an der *weißen* Norm orientierten Frauenbewegung in den 1970er Jahren zurück. Es zeigt(e) sich deutlich, wie sich strukturierende Kategorien wie „Rasse“, Klasse und Gender nicht nur in der „Mehrheitsgesellschaft“ widerspiegel(te)n, sondern auch innerhalb linker Kreise. Daran zeigt sich, dass Herrschaft viele Facetten hat: das System der Entlohnung, das Patriarchat und die *weiße* Vorherrschaft etwa (vgl. dazu auch ausführlicher den kritisch-lesen.de-Schwerpunkt von Ausgabe 10).

Zweitens bestimmt Gordon die „vorwegnehmende Politik“ als wesentlichen Bestandteil anarchistischer Kultur. Demnach werden Vision und Praxis zusammen und nicht getrennt gedacht und die freie Gesellschaft nicht auf die Zeit „nach der Revolution“ vertagt. Vorwegnehmende Politik bedeutet aber nicht allein, sich im Individualismus und endlosen Reflexionsschleifen zu verlieren (eine Gefahr übrigens, die Gordon zu wenig ausführt), sondern sowohl das Selbst als auch das Ganze zu denken, sowohl die persönliche Befreiung in einer unterdrückenden Gesellschaftsordnung als auch die Zerstörung und Überwindung ebendieser.

Drittens wird bei der Frage nach dem, was werden soll, auf Vielfalt und Ergebnisoffenheit gesetzt. Revolution wird also als Prozess verstanden, auch weil sich nicht einfach nach geglückter Revolte plötzlich Unterdrückungsstrukturen in Luft auflösen. So muss davon ausgegangen werden, dass auch in einer nicht-kapitalistischen Gesellschaft patriarchale und rassistische Strukturen vorhanden sind.

Diese beiden dargestellten Kapitel umfassen etwa das erste Drittel des Buchs und haben einleitenden Charakter. Ich halte diesen einleitenden Teil für den stärksten des Buchs, denn es gelingt Gordon ausgezeichnet, auf etwa 70 Seiten zentrale Diskussionslinien des Anarchismus nachzuzeichnen und zugleich durch eine weite Fassung von Anarchismus aufzuzeigen, dass wir es mit der vielleicht größten weltweiten anarchistischen Bewegung seit den 1930er Jahren zu tun haben. Die weite Definition – und vielleicht sogar die damit verbundene Vereinnahmung vieler Teile von Bewegungen, die sich selbst nicht als anarchistisch fassen – ist sicher kritikwürdig und problematisch, aber dennoch zeugen die „politischen Kulturen“ gegenwärtiger Bewegungen durchaus von anarchistischen Praxen. Ob sich nun alle als Aktivist_innen unter der schwarz-roten Fahne und dem A im Kreis sehen oder nicht – so ist es zumindest bemerkenswert, dass es ein breites Verständnis von politischem Aktivismus fußend auf Freiwilligkeit und horizontalen Strukturen gibt und somit autoritärem Avantgardismus etwas entgegengesetzt wird.

Zurück zu „Hier und Jetzt“. Im Hauptteil versucht Gordon aus der Praxis heraus Perspektiven, Dilemmata und Kontroversen auszuloten, die in anarchistischen Kämpfen für Veränderungen auftreten. Im Sinne eines vorwegnehmenden Aufbaus einer Rezension sei an dieser Stelle bereits gesagt, dass Gordon dies nicht immer überzeugend gelingt.

Macht und Gewalt

Zunächst geht es um die Frage nach Macht innerhalb anarchistischer Zusammenhänge. Macht zeigt sich etwa bei der ungleichen Verteilung von politischen Ressourcen. Dieses Problem sei jedoch

relativ einfach zu lösen, wenn Ressourcen konsequent geteilt und kollektiviert werden. Problematischer wird es bei den unsichtbaren Mechanismen von Macht, wenn sich in informellen Strukturen Führungsklassen entwickeln. Wie soll aber eine Kontrollinstanz geschaffen werden, wenn gerade in informellen Strukturen (also in der Unsichtbarkeit) auch sinnvolle Aspekte liegen? Über einige – nicht immer nachvollziehbare – Umwege schlägt Gordon eine „Kultur der Solidarität“ vor, die er jedoch nur sehr knapp auf zwei Seiten ausführt – und dabei kaum den Allgemeinplatz verlässt.

Mehr Erkenntnisgewinn liefert das Kapitel, das sich mit der unangenehmen Frage nach der Gewalt auseinandersetzt. Gordon meint, dass es sich bei dem weitgehendenden Konsens der „Vielfalt der Taktiken“ nur scheinbar um eine Errungenschaft handelt. Gewalt – wie auch immer definiert – als politischer Ausdruck werde innerhalb pazifistischer und nicht-pazifistischer Anarchist_innen zwar akzeptiert, jedoch sei der Konsens „um den Preis einer Leugnung der Spannungen erzielt worden, die unter der Oberfläche nach wie vor bestehen“ (S. 122). Gordon möchte sich weder für noch gegen Gewalt aussprechen, sondern die Debatten und Argumente aufdröseln, damit sich Aktivist_innen individuell mit der Gewaltfrage auseinandersetzen können. Er untersucht kritisch verschiedene Gewaltdefinitionen und entwirft einen eigenen, eher weiten Begriff von Gewalt: „Ein Akt ist als Gewalt zu bezeichnen, wenn ihn derjenige, gegen den er sich richtet, als Angriff oder absichtliche Gefährdung erlebt.“ (S. 140) Die für Anarchist_innen entscheidende Frage ist die nach der Vereinbarkeit von vorwegnehmender Politik und Gewaltanwendung, geht es doch um die Herbeiführung einer grundsätzlich anderen (gewaltfreien) Gesellschaft. Gordon individualisiert die Frage nach der Gewaltanwendung, die jede_r für sich entscheiden müsse. Wenn die Entscheidung reflektiert getroffen wird und ein offener Umgang mit der Frage stattfindet, komme doch wieder das Prinzip von der „Vielfalt der Taktiken“ zu tragen. Ausgesprochen schwach ist ein Zusatz des Kapitels, in dem es um Ermächtigung, Rache und den bewaffneten Kampf geht. Das Unterkapitel verharrt auf einer sehr oberflächlichen und spekulativen Ebene und hat im Grunde nichts mit dem ansonsten weitgehend schlüssigen Argumentationsstrang zu tun.

Technik und schließlich: Israel/Palästina

Gordon widmet sich anschließend dem Thema Technologie, genauer gesagt dem Verhältnis von anarchistischer Praxis zum Thema Technik. Er gesteht eingangs, dass er zwar Sympathien mit anarcho-primitivistischen Strömungen hegt, sich aber aufgrund der kontroversen Debatten innerhalb der anarchistischen Bewegung weniger auf solche Perspektiven beziehen möchte. Der Autor schlägt drei Stränge für eine anarchistische Technologie-Politik vor: *Erstens* müsse es darum gehen, „auf alle mögliche Arten neuen technologischen Wellen einen Widerstand entgegenzusetzen, wenn sie darauf ausgerichtet sind, Machtkonzentration und soziale Kontrolle, Ungleichheit und Umweltzerstörung zu verstärken“ (S. 188). *Zweitens* biete zwar das Internet vielseitige Möglichkeiten der Kommunikation und des Informations- und Wissensaustausches, dennoch sei das Netz skeptisch zu betrachten, da nicht nur ungleiche Zugangsmöglichkeiten bestünden, sondern die Technologie trotz aller vermeintlicher Dezentralität eine im hohen Maße zentralisierte sei, deren Produktion, Instandhaltung und Weiterentwicklung autoritative Koordination voraussetze. Außerdem beute die Computer-Industrie sowohl Mensch als auch Umwelt aus. Schließlich appelliert Gordon *drittens* für eine Verlangsamung vielfältiger Low-Tech-Innovationen. Auch wenn ich mit Gordons Technikskeptizismus wenig anfangen kann, regen mich einige seiner Ausführungen zu diesem Thema vielseitig an, handelt es sich doch um eine Frage, bei der innerhalb der Linken beinahe nur Pole sichtbar scheinen: Ein unnachgiebiger Fortschrittsglaube auf der einen Seite und eine primitivistische Vorstellung auf der anderen. Zwar ist Gordon auch entsprechend angepolt, aber Positionen fern der Binarität erscheinen zumindest in Umrissen.

Schließlich widmet sich Gordon der Frage nach den nationalen Befreiungsbewegungen am Beispiel Palästina/Israel. Anhand einer Kritik an Wayne Price, der der Meinung ist, der erste Schritt sollte *immer* der sein, sich auf die Seite der Unterdrückten zu begeben, führt Gordon aus, dass eine

solche unreflektierte Positionierung eine typisch linke Form von Judeophobie und Antisemitismus in Nordamerika und Europa sei. Aber anders als einige andere Linke (besonders im deutschsprachigen Raum), hört er nach dieser Erkenntnis nicht auf zu denken (und zu handeln). Als Aktivist von *Anarchists Against the Wall* weiß er sehr genau zu differenzieren. Selbstverständlich befinden sich Anarchist_innen in einem Widerspruch, wenn sie einerseits anti-national eingestellt sind, sich auf der anderen Seite aber mit Palästinenser_innen, die für einen eigenen Staat kämpfen, solidarisieren. Gordon merkt dazu an: „Zunächst einmal, denke ich, sollten wir dazu stehen, dass hier tatsächlich ein Widerspruch besteht, dass aber in der Situation, wie sie ist, Solidarität – auch zum Preis der Inkonsequenz – unumgänglich ist." (S. 224) Letztlich ist die Debatte über die Frage, ob Anarchist_innen einen palästinensischen Staat unterstützen sollen, nicht mehr als eine akademische Übung:

„Der alltägliche Widerstand, an dem sich Anarchisten in Palästina beteiligen und den sie verteidigen – durch das Wegräumen von Straßenblockaden oder den Schutz von Bauern vor den Siedler-Attacken bei der Olivenernte und vieles mehr – trägt dazu bei, das Überleben und die Würde von Menschen zu bewahren und nicht, sie einem eigenen Staat näher zu bringen." (S. 226)

Fazit

„Hier und Jetzt" wurde mittlerweile breit rezipiert und von vielen Seiten gefeiert. Die meisten Rezensent_innen sehen in Gordons Buch keine Einführung zum gegenwärtigen Anarchismus, sondern eine Sammlung durchschlagender Positionierungen in Bezug auf die Streitthemen anarchistischer Theorie und Praxis. Für mich ist „Hier und Jetzt" jedoch an den Stellen besonders lesenswert, an denen Entwicklungen und Diskussionen gebündelt zusammen getragen und Strukturierungen vorgenommen werden. In den Ausführungen zu den Streitthemen verzettelt sich Gordon hin und wieder oder bearbeitet Themen zu oberflächlich (was angesichts der vielen angesprochenen Grundsatzdebatten auf knapp 250 Seiten kaum zu vermeiden ist).

Leider ist in der Version von Nautilus nicht ganz ersichtlich, auf was sich Gordon stützt. Der Verlag hat sich für eine Fassung entschieden, in der nur unzureichend (häufig auch fehlerhaft) und grundsätzlich ohne Angabe der Seitenzahl nach den vielen verwendeten Zitaten die Quellen angegeben werden. Das verringert den Nutzen von „Hier und Jetzt" als ansonsten ausgezeichnetes Nachschlagewerk.

Die hier formulierten Kritiken sollen jedoch auf keinen Fall das Verdienst des vorliegenden Buchs schmälern! Uri Gordon schafft mit seiner tiefgreifenden Befürwortung von Vielfältigkeit einen Blick auf Anarchismus im Hier und Jetzt, der optimistische Perspektiven ermöglicht. Es gelingt vorzüglich, das weite und umfassende Feld anarchistischer Theorie und Praxis darzustellen. Ein Feld, das aufgrund der Vielschichtigkeit oft unsichtbar erscheint.

Uri Gordon 2010:
Hier und jetzt. Anarchistische Praxis und Theorie.
Edition Nautilus, Hamburg.
ISBN: 978-3-89401-724-8.
256 Seiten. 18,00 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Friedrich: Sehhilfe für Vielschichtigkeit des Anarchismus. Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/946. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Verteidigungen des Anarchismus

Kein Bild verfügbar

Gabriel Kuhn
Vielfalt - Bewegung - Widerstand
Texte zum Anarchismus

Gabriel Kuhn nimmt in dem Buch „Vielfalt – Bewegung – Widerstand“ Stellung zu unterschiedlichen inneranarchistischen Diskussionen. Eine Lektüre, die sich lohnt.

Rezensiert von Regina Wamper

„Anarchismus bedeutet Vielfalt, Bewegung und Widerstand“. (S. 141) Mit diesem Statement endet der letzte Beitrag der Aufsatzsammlung von Gabriel Kuhn, in dem sich acht Aufsätze und zwei Interviews zum zeitgenössischen Anarchismus finden. Den Aufsätzen ist gemein, dass sie Respekt einfordern für unterschiedliche anarchistische Traditionen, Schwerpunkte und Perspektiven, aktuelle Debatten aufgreifen und einen solidarischen Umgang darin vorschlagen. Wer Kuhns Buch „‘Neuer‘ Anarchismus in den USA“ gelesen hat, wird in dieser Aufsatzsammlung einige spannende Ergänzungen und Stellungnahmen zu US-amerikanischen Auseinandersetzungen finden. Das Buch sei jedoch auch allen anderen ans Herz gelegt, denn dass die meisten hier angesprochenen Debatten hauptsächlich in US-amerikanischen Kontexten stattfinden, macht diesen Band nicht weniger interessant für deutschsprachige Diskussionen. Zum einen finden wir zu etlichen US-amerikanischen Kontroversen ihre hiesigen Pendants, zum anderen werden hier von Gabriel Kuhn etliche Prinzipien präsentiert, die dazu beitragen können, anarchistische Politik solidarischer, offener, glaubwürdiger und damit stärker zu machen.

Akademische Label

In „Bakunin vs. Postanarchismus“, ursprünglich im Bakunin Almanach erschienenen, setzt sich Gabriel Kuhn mit dem Label des Postanarchismus auseinander und fragt vor allem, was denn daran „post“ sei. Vier postanarchistische Theoretiker und deren Hauptschriften werden dargestellt und deren zentrale Thesen zurückgewiesen. Sie alle sind sich weitestgehend darin einig, dass der Poststrukturalismus dem „klassischen“ oder „traditionellen“ Anarchismus dessen vorgeblichen Essentialismus nehmen, während der Anarchismus den Poststrukturalismus um dort vermeintlich fehlende Konzepte der Ethik und des Widerstandes bereichern könnte. Der konstatierte Essentialismus Bakunins wird von Kuhn ebenso kenntnisreich bezweifelt wie festgestellt wird, dass der Poststrukturalismus durchaus relevante ethische Prinzipien vertritt. Ähnlich wie bei der Begriffsschöpfung des „neuen“ Anarchismus werde, so Kuhn, mit „Postanarchismus“ suggeriert, etwas Neues erfunden zu haben, was sogar so neu sei, dass es eines neuen Begriffs bedürfe. Das vermeintlich „Alte“ wird damit zugleich als monolithisch, kontroverslos und erstarrt dargestellt, aber:

„Der Poststrukturalismus, der im Postanarchismus präsentiert wird, ist um nichts anarchistischer als der Poststrukturalismus der 70er Jahre, und der Anarchismus, der in ihm präsentiert wird, ist in seinen Grundüberzeugungen kein anderer als der, der er immer schon war“. (S. 31)

Die Kritik am Begriff des Postanarchismus soll hier aber freilich keine Ausschließlichkeit zwischen

Poststrukturalismus und Anarchismus vermitteln. Sowohl kann es zu sinnvollen poststrukturalistischen Lesarten des Anarchismus kommen, als auch kann der „Poststrukturalismus (...) als eine der theoretischen Ausdrucksformen des Anarchismus“ (S. 37) analysiert werden. Postanarchistische Theoretiker_innen allerdings sollten sich, so die Quintessenz des Beitrags, besser auf die Reflexion ihres akademischen Habitus konzentrieren, der zur Debatte maßgeblich beigetragen habe, statt anarchistische Traditionen, revolutionäre Lebensformen, konkrete Kämpfe und Kämpfer_innen dieser akademischen Kritik preiszugeben.

Der folgende Aufsatz, „Anarchismus, Postmoderne und Poststrukturalismus“, erstmals veröffentlicht im „Contemporary Anarchist Studies Reader“ ergänzt den vorherigen Text um einige Aspekte. Vor allem wird hier expliziert, wie poststrukturalistische Theorie anarchistische Praxis bereichern kann. Genannt werden u.a. Foucaults Machttheorie, Derridas Dekonstruktion, Guattaris und Deleuzes Schizoanalyse, die Kritik des Subjekts, das Denken in Mannigfaltigkeiten, die Ablehnung des Wahrheitsanspruchs und der Repräsentationspolitik, die Betonung des Minoritären, das Konzept der normadischen Einheit und die Konzentration auf unmittelbare Kämpfe. Diese Ideen seien vielversprechend, um anarchistische Kämpfe zu inspirieren und „sie zu unserem Leben in Beziehung zu setzen“. (S. 56)

Solidarität statt Fraktionskämpfen

Weniger deutlich positioniert sich Gabriel Kuhn in dem Konflikt um den „neuen“ Anarchismus, der sich in Folge der Anti-WTO-Proteste in Seattle 1999 entwickelte. Aber hier geht es wohl auch nicht schlicht um eine akademische Neudefinition des Anarchismus, sondern um unterschiedliche anarchistische Praxen. In dem Beitrag „Neuer Anarchismus“, ursprünglich 2003 bei dem übrigens sehr zu empfehlenden Online-Portal *Alpine Anarchist Productions* (http://www.alpineanarchist.org) erschienen, stellt sich Kuhn zwischen die Stühle. Zwar stellt er sich eindeutig gegen post-linke Ansichten des „neuen“ Anarchismus, verteidigt aber auch subkulturelle Prioritierungen in der Auseinandersetzung zwischen sogenannten Lifestyle-Anarchist_innen und Sozialanarchist_innen (also zwischen Politisierung des Privaten und Klassenkampf). Der Autor plädiert auf gegenseitige Achtung und Respekt, denn: „Es ist einer der bedauerlichsten Aspekte linker Geschichte, dass sektiererische Tendenzen und Fraktionskämpfe das Wachstum und die Entwicklung linker Bewegung verhindert, sie gespalten und geschwächt und ihres revolutionären Potentials beraubt haben“. (S. 70) Alle Anarchist_innen, ob „klassisch oder neu“ sollten „in einer starken Bewegung zusammenfinden können“ (S. 71)

Der Text „Militanz und Schwarze Blöcke“ diskutiert die Gewaltfrage, die in deutschsprachigen anarchistischen Debatten ebenso immer wieder aufscheint, wie in US-amerikanischen Kontexten. Auch hier wird vom Autor auf Solidarität statt Grabenkampf gesetzt. Zum einen kritisiert Kuhn, dass sich die Argumente anarchistischer Pazifist_innen, mit denen Militanz abgelehnt wird, oftmals kaum von denen bürgerlicher Kritik unterscheiden, zum anderen kritisiert er ein unverantwortungsvolles Vorgehen mancher Militanter. In jedem Falle helfen Polemiken und Dogmatismus solidarischer Debatte nicht weiter: „Allgemein gesagt halte ich Menschen, die sich im Besitz der moralischen Wahrheit glauben, für weit gefährlicher als Leute, die ihre Gesichter hinter Tüchern verbergen, um Nike-Symbole von Mauern zu reißen“. (S. 76) Pragmatische pazifistische Kritik an der Rolle von Militanz hingegen hält Kuhn für einiges sinnvoller als moralische, denn bei letzterer stellt sich schließlich die Frage, „ob es gute moralische Gründe dafür gibt, vom Einschlagen einer McDonald’s-Filiale abzusehen“. (S. 75) Solidarische Kritik an bestimmten militanten Praxen müsse sagbar bleiben, an Trivialisierungen von Gewalt ebenso wie an Mackertum und Ritualisierungen.

Ein Plädoyer für internationale Solidarität ist der Text „Anarchismus in den Philippinen und transnationale Politik“, der in der philippinischen Zeitschrift *Gasera* erstveröffentlicht wurde. Kuhn diskutiert Formen der Zusammenarbeit, die sich der verschiedenen gesellschaftlichen und sozialen Positionen der Akteur_innen bewusst sind, gleichzeitig aber nicht paternalistischen und

(neo)kolonialen Praxen Vorschub leisten. Der Aufsatz beschäftigt sich vor allem mit den internationalen Dimensionen anarchistischer Politik und präsentiert Vorschläge zu einer solidarischen transnationalen Politik, die globalen ökonomischen Ungerechtigkeiten zu trotzen vermag.

Back to the roots?

In einem folgenden Interview mit der Feministin Claudia von Werlhof kritisiert diese anarchistische Praxen hinsichtlich inhaltlicher Leerstellen und ästhetisch/kultureller Dimensionen. Zum einen müsse sich der Anarchismus stärker mit Subsistenzfragen beschäftigen, zum anderen sei die anarchistische Szene stark männlich geprägt. Von Werlhof meint damit nicht nur die zweifellos vorhandene männliche Dominanz des historischen und zeitgenössischen Anarchismus, sondern sie attestiert anarchistischen Frauen, sich „als Männer oder als soetwas ähnliches wie Männer beweisen zu müssen" (S. 97). Kurz: Anarchistische Frauen lachen nicht, so die zweifelhafte Beobachtung von Werlhofs. Um die für die Interviewte vom Anarchismus unbeantwortete Frage „Wie können wir das Leben neu organisieren?" (S. 101) dreht sich das Interview mit einem „Agenten" des US-anarchistischen *CrimethInc.*-Kollektivs. Der *CrimethInc.*-Aktive erläutert, wie durch „militante Arbeitslosigkeit" jenseits von Lohnarbeit Potentiale entfaltet werden könnten, die antikapitalistischen Widerständen zu Gute kämen. Es geht ihm darum, außerhalb bestehender Ökonomien (soweit das geht) revolutionäre Experimente anzustrengen, eine Gesellschaft jenseits autoritärer Institution und Massenproduktion nicht nur zu denken, sondern zu leben.

„‚Rewilding' or ‚Regressing'?" – darum geht es in Kuhns Aufsatz zum wohl umstrittensten zeitgenössischen anarchistischen Phänomen, dem Anarchoprimitivismus. Die Auseinandersetzung mit dieser überwiegend US-amerikanischen Bewegung, mit ihrem antilinken Habitus, mit ihren Ideologisierungen und mit dem Anspruche einer „reaktionären Überwindung der Reaktion" (S. 120) kritisiert zugleich gewisse Anwürfe gegen Primitivist_innen, die diese allzu leichtfertig der Rechten zurechnen,

„denn der Wille und die Überzeugung eine ‚bessere Welt' zu schaffen, eine Welt ohne Herrschaft, Ausbeutung, Patriarchat oder Rassismus, eine Welt, die von Selbstbestimmung, Egalität und Solidarität geprägt ist, dürfen wir den PrimitivistInnen nicht absprechen". (S. 120)

Kuhn resümiert, dass der Primitivismus, will er es vermeiden ins reaktionäre Lager abzudriften, ein klares Bekenntnis zu progressiver Politik ablegen müsse.

Wer bis hierhin gelesen hat, was durchaus nicht schwer fallen dürfte, wird mit zwei weiteren ausgezeichneten Aufsätzen am Ende des Buches belohnt. Die bisher vertretenen starken Prinzipien der Solidarität, der Pluralität und der Abwehr von Ideologisierung werden hier konsequent auf den Punkt gebracht.

Offenheit, Dynamik und Diversität

„Anarchistische Visionen" diskutiert die Differenzen zwischen sogenannten „Individual/Lifestyle-AnarchistInnen" und „SozialanarchistInnen", Debatten, wie wir sie mitunter zwischen Subkultur und Syndikalismus finden. Gabriel Kuhn wehrt sich gegen pauschale und selbstgerechte Zuschreibungen, die je nur das eigene als „politisch" beschreiben und dem je anderen das „Politische" absprechen oder gar die Deutungshoheit über den Anarchismus beanspruchen. Sich auf anarchafeministische Theoretikerinnen beziehend, plädiert Kuhn für einen Umgang, der die gemeinsame Vision einer befreiten, herrschaftsfreien Gesellschaft als verbindendes, starkes Band unter Anarchist_innen begreift, statt sich eitlen Rivalitäten hinzugeben.

Der letzte Text der Sammlung wurde vom Autor auf dem Anarchie-Kongress in Berlin 2009 präsentiert. „Anarchismus im 21. Jahrhundert? Herausforderungen, Möglichkeiten, Perspektiven"

diskutiert vor allem Anforderungen, die die anarchistische Bewegung an sich selbst stellen sollte, mit ihrer *weißen*, männlichen, sozial privilegierten Dominanz umzugehen. Zu einer selbstkritischen Analyse gehört ein glaubwürdiger Umgang mit diesen Fakten. Statt Verleugnung, „Lamentierung“ oder paternalistischen Rekrutierungsversuchen wird eine „Verbündeten-Politik“ vorgeschlagen, in der anarchistische Männer feministische Kämpfe *unterstützen* und *weiße* Anarchist_innen solche von People of Color. Unterstützung meint eine Solidaritätsform, die keinesfalls eine leitende Rolle beansprucht. Als „glaubwürdige Verbündete zu agieren“ (S. 135) begünstigt auch eine Offenheit der Szene und „jede Szene profitiert von Offenheit, Dynamik und Diversität“. (S. 135) Bündnisfähig zu sein heißt auch, von Separatismus-Vorwürfen abzusehen, wenn es zu autonomen Organisierungsvorgängen unter Frauen oder People of Color kommt. „Solche Vorwürfe haben höchstens zur Folge, dass alle Bindungen reißen und unüberbrückbare Gräben aufbrechen.“ (S. 136) Neben der Frage nach möglichen Bündnissen wird auch in diesem Text auf mitunter unsolidarische Debatten zwischen Anarchist_innen bezüglich Fragen nach Militanz, Lifestyle, Organisierungsform, Technologiekritik etc. eingegangen und respektvoller Austausch statt Feindseligkeit gefordert. „Das vereinende anarchistische Band darf nie aus den Augen verloren werden, wenn wir eine effektive politische Bewegung sein wollen.“ (S. 138) Gabriel Kuhn fasst zusammen, dass es heute zwei wichtige Aufgaben des Anarchismus gibt. Die eine liegt im Aufbau und in der Pflege internationaler Netzwerke, die andere darin, Exklusivität und Uniformität zu überwinden, denn „Anarchismus bedeutet Vielfalt, Bewegung und Widerstand“. (S. 141)

Gabriel Kuhn 2009:
Vielfalt - Bewegung - Widerstand. Texte zum Anarchismus.
Unrast Verlag, Münster.
ISBN: 978-3-89771-497-7.
141 Seiten. 13,00 Euro.

Zitathinweis: Regina Wamper: Verteidigungen des Anarchismus. Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/947. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Der Anarchist und der Alpenverein

Wanderverein Bakuninhütte e.V. (Hg.)
„Rebellen-Heil"
Fritz Scherer: Vagabund, Wanderer, Hüttenwart, Anarchist.

Der Wanderverein Bakuninhütte e.V. sorgt mit der Herausgabe der Gedenkschrift „Rebellen-Heil“ dafür, dass der Berliner Anarchosyndikalist, Vagabund und Hüttenwart Fritz Scherer nicht in Vergessenheit gerät.

Rezensiert von Sebastian Kalicha

Die Geschichte hat viele bekannte Persönlichkeiten und „Klassiker“ des Anarchismus zu bieten, die zum Glück und zurecht nicht vergessen werden. Weil die anarchistische Bewegung sich aber nicht auf solche „Ikonen“ beschränken sollte, wenn sie ihre Geschichte dokumentiert und an diese erinnert, tut es gut, wenn Bücher publiziert werden, die sich Menschen widmen, die schon fast in Vergessenheit geraten sind und auch nie den Rang von „VIPs“ in der Bewegung hatten. Der Berliner Anarchosyndikalist, Buchbinder, Vagabund und Hüttenwart der Bakuninhütte in Meiningen, Fritz Scherer (1903–1988), ist einer davon. Um dem Vergessen entgegenzuwirken, hat der Wanderverein Bakuninhütte e.V. eine Gedenkschrift veröffentlicht.

Fritz Scherer und die Bakuninhütte

Die Hütte, von der Scherer ab 1930 immer wieder Hüttenwart war und die von der Meininger Ortsgruppe der *Freien Arbeiter-Union Deutschlands* (FAUD) ab 1925 gebaut und nun vom Wanderverein Bakuninhütte e.V. wieder revitalisiert wurde, hat eine lange und abenteuerliche Geschichte – von der Entstehung, dem dazu gegründeten „Siedlungsverein zur gegenseitigen Hilfe“ (der aus FAUD-Mitgliedern aber auch aus Leuten aus der Umgebung bestand, die keine Mitglieder waren) bis zur Konfiszierung durch die Nazis. Den besten Eindruck von dieser Geschichte ebenso wie von Scherers Zeit als Hüttenwart erhält man in dem von ihm selbst verfassten Artikel „Bakunin-Hütte“. Hier hat er eher anekdotenhaft seine Erinnerungen zu diesem Thema niedergeschrieben. Der Rest des Buches besteht aus Gedichten Scherers und Nachrufen. Letztere sind teilweise recht rührend geschrieben und verleiten einem beim Lesen immer wieder zum Schmunzeln. So schreibt beispielsweise Rolf Raasch:

„Fritz Scherer war ein Veteran anarchosyndikalistischer Polit-Geschichte und zugleich Mitglied des Alpenvereins. Damit war er für uns Junganarchos Mitte der 1970er Jahre eine Art personifizierter Kulturschock. Diese Kombination aus politischer Radikalität und heimattreuer Naturverbundenheit beschreibt drastisch den vermeintlichen kulturellen Spagat, den Fritz zeitlebens in den Augen von Subkulturanarchos vollzogen haben muss.“ (S. 54)

Hans Jürgen Degen schildert in seinem Nachruf eine Begegnung mit Fritz Scherer als er selbst noch als „Neuer“ und „Nachwuchs“ in der Berliner Anarcho-Szene galt:

„Unversehens hechtete Fritz wieselflink (was seine Natur war) von seinem großen Bücherregal hin und her, zog Buch für Buch heraus und türmte sie vor mir kommentierend auf: ‚Das sind die Werke von Bakunin, das ist Souchys Spanienbuch!' Und so ging das weiter. Mir blieb nur das Staunen. Was sollte ich schon sagen. Fast alles war für mich Neuland.Verschmitzt lächelnd genoss Fritz sichtlich meine Verblüffung. ‚Na, junger Freund, was sagen Sie nun? Alles von den Nazis gerettet. Die wenigsten Bücher sind von mir selbst. Meine Bücher haben die Nazis kassiert. Aber wenn ein Genosse stirbt, hole ich seine Bücher ab, sonst landen sie bei der Stadtreinigung.' (…) Ein Jahr später, nach sehr vielen Begegnungen mit Fritz: ‚So, lieber Freund, jetzt kennen wir uns genau ein Jahr. Wir können uns jetzt duzen. Ich bin der alte Fritz.' (Das Duzen war zur damaliger Zeit auch unter ‚Genossen' noch nicht automatisch üblich.) Zur Feier des Tages gab es eine Flasche Bier. Eine große Geste von Fritz, dem eingeschworenen Alkoholgegner. Und Fritz trank mit." (S. 49)

Obwohl einer Gedenkschrift inhaltlich sicherlich Grenzen gesetzt sind, vermisst man ganz generell im Buch jedoch zwei Dinge: a) eine gehaltvolle (Kurz)Biografie von Fritz Scherer und b) etwas Vergleichbares zur Geschichte der Bakuninhütte. Das, was zu Beginn die stichwortartige „Lebenschronik" Scherers zu bieten hat, hätte, mit etwas Bearbeitung, ein schönes Portrait dieses engagierten Anarchosynikalisten werden können – etwas, was man ohnehin kaum oder überhaupt nicht findet.

Der Film

Ähnliches könnte auch über die VagabundInnenbewegung gesagt werden, bei der Scherer mindestens ebenso engagiert war wie in der FAUD. Dieser Themenbereich wird aber glücklicherweise durch den Film abgedeckt, der mit dem Buch auf einer DVD mitgeliefert wird. Scherers Wanderschaften brachten ihn bis nach Budapest und da er sich als Teil der damaligen VagabundInnenbewegung verstand, ist er auch Teil des Films „Landstraße, Kunden, Vagabunden", der neben Scherer einige weitere VertreterInnen der VagabundInnenbewegung oder „Kunden" (Selbstbezeichnung von Menschen, die sich als Teil der VagabundInnenbewegung sahen), wie Gerhart Bettermann, Jo Mihaly, Jonny Rieger und Hans Bönnighausen, zu Wort kommen lässt. Da man im Buch kaum etwas über diese anarchistisch inspirierte Bewegung findet, ist es gut, dass die DVD beigelegt wurde. So erhält man viele wichtige Informationen, die in der Gedenkschrift selbst nicht dargelegt werden. In der ausgezeichneten zweiteiligen Dokumentation erfährt man u.a. einiges über Gregor Gog (eine zentrale Figur der VagabundInnenbewegungen) und seine inhaltliche Kehrtwende vom Anarchisten hin zum Parteikommunisten (mit einhergehender Schwächung der sich zu organisieren beginnenden VagabundInnenbewegung), über den „Vagabundenkongress" von 1929 (von Gog organisiert, bei dem auch Scherer teilnahm, der von vielen „Kunden" aber kritisch betrachtet wurde) oder über die vielfältige Kunstszene, die sich in und aus der Bewegung entwickelte.

Obwohl man sich beim Lesen der Gedenkschrift teilweise ausführlichere Informationen zu bestimmten Themen gewünscht hätte, ist „Rebellen-Heil" inklusive der DVD ein schönes Stück anarchistischer Geschichte, das an einen Menschen erinnert, dem man, nach der Lektüre, sehr gerne auch selbst einmal begegnet wäre.

Wanderverein Bakuninhütte e.V. (Hg.) 2010:
„Rebellen-Heil". Fritz Scherer: Vagabund, Wanderer, Hüttenwart, Anarchist.
Karin Kramer Verlag, Berlin.
ISBN: 978-3-87956-350-0.
64 Seiten. 19,80 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Kalicha: Der Anarchist und der Alpenverein. Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/948. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Anarchismus Old School

Hans Jürgen Degen
„Das Paradies ist offen"
Über das Elend des Individuums

Hans Jürgen Degen, einer der bewährtesten zeitgenössischen Autoren zum Anarchismus in Deutschland, legt einen neuen Beitrag zur anarchistischen Debatte vor. Aber wie viel daran ist wirklich neu?

Rezensiert von Gabriel Kuhn

Einerseits ist es sympathisch, sich intellektuellen Moden nicht zu beugen. Andererseits kann es auch bedeuten, wichtige intellektuelle Entwicklungen zu verpassen. Wo Hans Jürgen Degens Ausführungen zum Verhältnis von Individuum und Gesellschaft aus anarchistischer Sicht anzusiedeln sind, wird von den jeweiligen theoretischen Vorlieben der Leser_innen abhängen.

Degen ignoriert die soziologischen Studien zur Individualisierung der letzten dreißig Jahre ebenso wie die philosophischen Infragesetzungen des autonomen Subjekts bzw. Individuums. Selbst breit rezipierte Autoren wie Ulrich Beck oder Michel Foucault finden bei ihm keine Erwähnung. Auch anarchistische Diskussionen zum Thema bleiben unerwähnt, etwa Jürgen Mümkens grundlegender Beitrag „Freiheit, Individualität und Subjektivität. Staat und Subjekt in der Postmoderne aus anarchistischer Perspektive“ (2003). Degens theoretische Referenzpunkte sind jene der 1960er und 1970er Jahre: Herbert Marcuse, Erich Fromm, Christopher Lasch, Albert Camus. Einige Aussagen des Buches erscheinen so anachronistisch, dass ihnen ein gewisser Charme nicht abgesprochen werden kann. So wird das Individuum als „der absolute Mittelpunkt“ der Gesellschaft bezeichnet (S. 9) bzw. als „eine Einheit“, die nicht „in einzelne Bestandteile (…) aufzulösen“ ist (S. 13).

Degen betont: „Letztlich ist ein *freies* Individuum nur frei in einer *freien Gesellschaft*.“ (S. 7) Das ist schön. Nur: Wer würde dem widersprechen? Ein solches Credo ist kaum Anarchist_innen vorbehalten, auch Bürger_innen sehen das so. Insofern würde es zumindest einer innovativen Auseinandersetzung mit dem Begriff der Freiheit bedürfen, um der Behauptung Leben einzuhauchen. Leider kommt es zu einer solchen in dem kleinen, schnell zu lesenden Büchlein von knapp 90 Seiten nicht. Stattdessen folgen ein paar weitere Wiederholungen anarchistischer Glaubenssätze, die von Erich Mühsams Aufruf zur „Befreiung der Gesellschaft vom Staat“ (S. 9) über die Feststellung, dass „die Macht des Staates alle Lebensbereiche der Gesellschaft durchsetzt und bestimmt“ (S. 54), zur Erinnerung reichen, dass „ohne Solidarität (…) der Zusammenhalt einer freien Gesellschaft nicht möglich“ ist (S. 80).

Authentizität und Anderes

Degens von kurzen, stakkatoartigen Sätzen geprägter Text wirkt oft sehr apodiktisch. Etwa wenn es um die Beschreibung des Internets und seiner Anwender_innen geht:

„Das Internet schürt Freiheitsillusionen für die Vielen: Indem die Individuen das Private öffentlich machen, entblößen sie sich. Dass sie es tun, ist schon Ausdruck ihres Manipuliertsein: Ausleben des Narzissmus in der kapitalgesteuerten narzisstischen Gesellschaft. Die narzisstische Massenentblößung als Ersatz für die pfäffische Ohrenbeichte? Die Geständnisse (oft noch mit eigenen „Steckbriefen“) entbehren nicht religiösen Gehabes. Alles das hat mit Freiheit nichts zu tun. Im Gegenteil. Wer das Private zerstört, unterwirft sich dem Diktat des Konformismus. Zugespitzt: ‚Im Internet gehe ich verloren als Mensch' (Jeff Spalko).“ (S. 22)

Nicht viel besser als die „Internetsklaven“ (ebd.) kommen die „Marxisten-Leninisten“ weg, die als „eingeschworene ideologische Nur-Kollektivisten“ präsentiert und wie folgt beschrieben werden: „Alles ist ihnen zuwider, was nur nach Selbstdenken, nach individuellen, autonomen Entscheidungen riecht. Als Staatsfetischisten können sie nicht anders.“ (S. 65) Eine solche Charakterisierung von Marxist_innen macht es kaum leichter, den Anarchismus gegen die altbekannten Anklagen analytischer Undifferenziertheit zu verteidigen.

Zu der zentralen Frage des Buches, dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft, sagt Degen wenig Falsches, aber auch wenig Neues: der „eindimensionale Mensch“ (S. 38), die „domestizierten Individuen“ (ebd.), die „atomisierte, konformistische, entsolidarisierte Gesellschaft“ (S. 10), das „Sich-Absondern-Wollen“ und „Sich-selbst-Genügen“ (S. 16) sind schlecht; Individualität als „Negation des Bestehenden“ bzw. als „Verneinung von Fremdbestimmung“ (S. 15), „authentischer Individualismus“ (S. 45), die „ursprüngliche [vor-staatliche] Gesellschaftlichkeit“ (S. 53) sind gut.

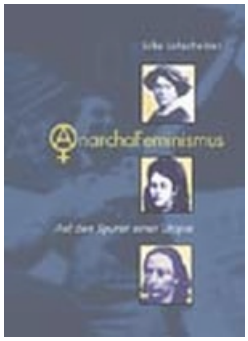
Mit deutlichen begrifflichen Oppositionspaaren hat Degen im Allgemeinen keine Probleme. So gibt es neben dem „authentischen Individualismus“ einen „Pseudo-Individualismus“ (S. 10) ebenso wie es eine „Pseudofreiheit“ (S. 36) oder auch ein „falsches Bewusstsein“ (S. 58) gibt. Selbst der „authentische Egoist“ wird dem „genormten ‚Egoisten'“ gegenübergestellt (S. 67). Warum manche Anarchist_innen bis heute meinen, den Begriff des „Egoismus“ retten zu müssen, ist mir, bei allem Respekt für die philosophischen Leistungen Max Stirners, rätselhaft. Degens Aufteilungen verschiedener Formen von Individualismus und Gesellschaftlichkeit in authentische und nicht-authentische bleiben im Übrigen unbegründet. Aber vielleicht stören sich daran nur philosophische Pedanten.

Hans Jürgen Degen hat sich in vielfacher Hinsicht um anarchistische Reflexionen im deutschsprachigen Raum verdient gemacht. Es ist erfreulich zu sehen, dass er zu diesen weiterhin beiträgt, auch wenn in „Das Paradies ist offen“ ein wenig mehr offen bleibt als das Paradies. Eine Bereicherung stellt das dem Buch beigefügte Nachwort Jochen Knoblauchs dar. Knoblauch bespricht Degens Thesen im Kontext konkreter Gesellschaftsfelder, etwa dem Sport, der Mode, dem Tourismus oder der Bio-Industrie. Diesem „Versuch über das Individuum“ ist viel abzugewinnen.

Hans Jürgen Degen 2011:
„Das Paradies ist offen". Über das Elend des Individuums.
Verlag Edition AV, Lich/Hessen.
ISBN: 978-3-86841-048-8.
98 Seiten. 10,00 Euro.

Zitathinweis: Gabriel Kuhn: Anarchismus Old School. Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/949. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Der doppelte Kampf



Silke Lohschelder / Liane M. Dubowy / Inés Gutschmidt
AnarchaFeminismus
Auf den Spuren einer Utopie

Mit „AnarchaFeminismus. Auf den Spuren einer Utopie“ liegt ein exzellenter Einführungsband vor, der nichts an Aktualität eingebüßt hat.

Rezensiert von Regina Wamper

Längst nicht nur als historische Betrachtung ist das 2009 in der zweiten Auflage erschienene Buch „AnarchaFeminismus. Auf den Spuren einer Utopie“ für anarchistisches Denken und herrschaftsfreie Praxis relevant. Etliche Positionen historischer Anarchistinnen, die darin vorgestellt werden, sind hochaktuell für libertäre Zusammenhänge. Kurz gesagt: Diese exzellente Einführung in anarchafeministische Theorie und Praxis ist ein Muss für alle Anarchist_innen, die Antisexismus nicht in ein postrevolutionäres Morgen vertagen – und gleichsam für die, die sich wundern, dass eine solche Praxis ihre verdiente Kritik erfährt.

Silke Lohschelder, Liane M. Dubowy und Inés Gutschmidt unterteilen das Buch in drei Teile. In „Anarchistische Theorie, Geschlechterverhältnis und Frauenrollen“ werden nach einer kurzen allgemeinen Einführung in anarchistische Theorie die Ideen und Kurzbiographien Proudhons, Bakunins und Kropotkins dargestellt. So beeindruckend diese Ideen und die jeweiligen Kämpfe sind, so erschreckend sind die von diesen Herren formulierten Standpunkte zur Geschlechterpolitik. Während Proudhon sich durch expliziten Antifeminismus hervortut, bekennt sich Bakunin zwar theoretisch zur Gleichberechtigung, lehnt aber eine konkrete Unterstützung der Kämpfe von Frauen ab. Kropotkin schließlich formuliert zwar den Anspruch der Gleichberechtigung, verbleibt aber in den gesellschaftlichen (patriarchalen) Rahmenbedingungen seiner Zeit. Lohschelder fasst zusammen, dass im historischen Anarchismus Frauen zwar mitunter „mitgedacht“ wurden, das Wissen um faktische soziale Ungleichheit aber schlicht keine Konsequenz nach sich zog oder feministische Kämpfe gar als „bürgerlich“ diffamiert wurden.

Zwischen Feminismus und Anarchismus

Im zweiten Teil des Buches werden Anarchistinnen und anarchistische Frauenorganisationen vorgestellt und ihre Ideen historisch eingebettet. Louise Michel, Anarchistin und Kämpferin der Pariser Kommune, sah den Kampf der Frauen als Teil anarchistischer Auseinandersetzungen. Eine Integration von Frauen in bestehende Machtverhältnisse lehnte sie ab. Michel bestritt – so wie viele Anarchistinnen – einen doppelten Kampf. Als Anarchistin kämpfte die gegen den Staat, als Frau kämpfte sie gegen ihre eigenen Genossen. Dieser Fakt zieht sich durch die Biografien aller hier vorgestellten Frauen und wird etlichen Leserinnen bekannt vorkommen.

Inés Gutschmidt beleuchtet die Geschichte von Anarchistinnen und Sozialrevolutionärinnen im zaristischen Russland und erläutert den Prozess, der zum Ausschluss der Frauen von direkten Aktionen führte. An einer 1879 stattfindenden Konferenz, die die Tötung des Zaren vorbereitete, durften sie nicht teilnehmen. Mit der Fokussierung auf den Zarenmord wurden neben der Idee der Gleichberechtigung auch die Prinzipien der Dezentralisierung, des Respekts vor dem Einzelnen und der Einzelnen, der Konsensstrukturen und der Volksbezogenheit über Bord geworfen. Sie mussten

dem einen Ziel weichen. Um Spaltungen zu vermeiden ordneten sich die sozialrevolutionären Frauen dieser Linie unter, konstatierten aber gleichsam: »unsere(n) Herzen sprachen anders«. (S. 60) Obgleich beispielsweise die Revolution 1917 mit spontanen Massendemonstration und Massenstreiks von Textilarbeiterinnen begann, obwohl Frauen immer an revolutionären Momenten beteiligt waren, blieb ihnen auch in Russland die Anerkennung ihrer Genossen verwehrt. Abgerundet wird dieses spannende Kapitel mit der Vorstellung der russischen Sozialrevolutionärin Vera Figner, einer „Frau der Tat, eine[r] Pragmatikerin der sozialen Revolution". (S. 77)

In dem Kapitel zu der wohl bekanntesten Anarchistin – Emma Goldman – werden nicht nur deren Ansichten zur Geschlechterpolitik deutlich, sondern ebenfalls – und auch das zieht sich durch alle vorgestellten Zusammenhänge – die Diskrepanz zwischen „öffentlich vertretener Theorie und privat gelebter Praxis im Leben anarchistischer Männer" (S. 83). Johann Most beispielsweise kommt nicht wirklich gut weg, geht es um Geschlechterfragen. Goldman hingegen war darum bemüht, ihre politischen Überzeugungen praktisch in ihrem eigenen Leben umzusetzen. Sie betonte den Wert des politischen Verhaltens im persönlichen Umfeld. In Ablehnung des auch in anarchistischen Kreisen herrschenden Hauptwiderspruchsdenkens waren Goldman politische Reformen nicht suspekt. Die sofortige Verbesserung der Lebensbedingungen von Frauen stehe dem Kampf um eine befreite Gesellschaft nicht entgegen – eine Position, die auch zeitgenössische, allzu binär geführte Debatten um Reform und Revolution bereichern kann. Auch Goldmans Ausführungen zu Ehe, Kleinfamilie, Sexualität und Prostitution sind heute lange nicht obsolet. Obwohl Emma Goldman wenige Verbündete in der männlich und patriarchal dominierten anarchistischen Bewegung hatte, obwohl sich ihre Genossen allzu oft als ihre politischen Gegner entpuppten, schloss ihre Utopie die Befreiung der Männer immer mit ein.

Antifeminismus

In deutschen anarchistischen Kontexten – so wird es in dem Kapitel „Die namenlose Geschichte der Frauen in der deutschen anarchistischen Bewegung" beschrieben – sahen sich Frauen mit einem proletarischen Antifeminismus konfrontiert.

„Frauen wurden in der Arbeiterschaft als (Billig)-Konkurrenz am Arbeitsmarkt betrachtet, wurden vom Kapital nur zu oft als industrielle Reservearmee zum Lohndumping eingesetzt. So waren die Männer in der Arbeiterbewegung oftmals die vehementesten Vertreter der Zuweisung von Frauen in den häuslichen Bereich". (S. 101)

Die sich Anfang der 1920er Jahre gründenden syndikalistischen Frauenbünde sahen sich zudem dem Vorwurf der Spaltung, des Dualismus und des Separatismus ausgesetzt. Die stetige Sabotage männlicher Anarchisten brachte die Bünde schon Mitte der 1920er zum Erliegen.

In Spanien sah es nicht besser aus. Im Text „Mujeres Libres – die Freien Frauen" werden ähnliche Anfeindungen gegen autonome Organisierungen anarchistischer Frauen beschrieben. Nicht die patriarchalen Verhaltensweisen, sondern die daraus resultierende separate Organisierung wurde von den Männern der CNT als „Zwietracht" empfunden. Auch die Frauen der Mujeres Libres befanden sich permanent im Zwiespalt zwischen Ablehnung der bürgerlichen Frauenbewegungen und männerdominierter anarchistischer Zusammenhänge. Der zweite Teil des Buches endet mit einer Darstellung des anarchistischen Feminismus in Italien der 1970er und 1980er Jahre und einiger ausgewählter Biographien.

Reflexion statt Rekrutierung

Im dritten Teil des Buches werden zunächst – in aller Kürze – feministische Positionen um Gleichheit und Differenz und um das Verhältnis von sex und gender dargestellt und Radikalfeminismus, Ökofeminismus und Schwarzer Feminismus beschrieben, wobei Lohschelder

konstatiert, dass letzterer mit dem Anspruch, alle Unterdrückungsverhältnisse zu beenden, „Überschneidungen zu anarchafeministischen Ansätzen auf[weist]“. (S. 155) Von diesen theoretischen Einführungen aus erläutert Lohschelder das in den 1970ern entworfene Konzept anarchafeministischer Theorie nach Peggy Kornegger und Carol Ehrlich. In vier Punkten wird die anarchafeministische Grundsatzerklärung zusammengefasst: 1. Feministinnen sind „natürliche Anarchistinnen“ (was Lohschelder zurückweist). 2. Anarchismus und Feminismus entsprechen und ergänzen sich. Beide befürworten die permanente Revolution. 3. Der Anarchismus kann dem Feminismus ein Revolutionskonzept geben. 4. Der Feminismus bereichert den Anarchismus um die Einbeziehung unterschiedlicher Unterdrückungskonzepte. Dabei, so Lohschelder, weicht der Feminismusbegriff Korneggers und Ehrlichs deutlich von den in den 1970er Jahren gängigen Definitionen und Realitäten ab und übersieht, dass ein Großteil feministischer Bewegungen bürgerlich und *weiß* war und oftmals schlicht um eine Gleichstellung innerhalb des bürgerlich-kapitalistischen Systems kämpfte.

Diesen Grundthesen jedenfalls folgt ein Vorschlag zur Praxis, die sich auf drei Ebenen abspielen müsse: auf der erzieherischen (also der des gegenseitigen Austauschs), auf der ökonomisch/politischen (durch Sabotage, Streik und Boykott) und auf der persönlich/politischen (durch das Experimentieren mit alternativen Lebensformen). Auch diese Darstellung des selbstverständlichen Zusammenspiels zwischen „sozialanarchistischen“ und „individualanarchistischen“ Praxen kann, so denke ich, aktuelle, teils polemisch geführte Debatten entschärfen.

Dieses anarchafeministische Konzept wurde in anarchistischen Zusammenhängen der BRD stark rezipiert, allerdings, so stellt es Lohschelder fest, eher um sich den Feminismus einzuverleiben als auf Grund einer selbstkritischen Auseinandersetzung der männerdominierten anarchistischen Szene. Mehr noch: Die feministische Bewegung wurde sich einverleibt, indem Feminismus als genuin anarchistisch aufgefasst wurde. „Die anarchistische Diskussion um den Anarchafeminismus geriet so zur arroganten männlichen Spitze gegen den Separatismus der autonomen Frauenbewegung und wurde in diesem Sinne (…) begeistert aufgegriffen“, (S. 156) so wird Friederike Kamann zitiert. Statt sich dezidiert mit dem eigenen Sexismus auseinanderzusetzen, setzte sich also der Vorwurf der Spaltung fort.

Lohschelder resümiert, dass anarchafeministische Konzepte sowohl ihre Entsprechungen in den Kämpfen der hier vorgestellten Frauen und Frauenorganisationen finden, als auch neuere feministische Diskussionen um beispielsweise Intersektionalität anarchafeministischen Ansätzen entgegenkommen. Der Anarchismus allerdings muss den Feminismus als gleichwertige Theorie begreifen, statt ihn sich als quasi natürlichen Bestandteil einzuverleiben. Und er darf sich nicht in Theorie erschöpfen sondern muss (endlich) praktische Konsequenz aus den Kämpfen anarchistischer Frauen ziehen und die weitgehende geschlechterpolitische Ignoranz hinter sich lassen, die ursächlich für separate Organisierungen war und ist.

Silke Lohschelder / Liane M. Dubowy / Inés Gutschmidt 2009:
AnarchaFeminismus. Auf den Spuren einer Utopie. 2. Auflage.
Unrast, Münster.
ISBN: 3-89771-200-8.
196 Seiten. 13,00 Euro.

Zitathinweis: Regina Wamper: Der doppelte Kampf. Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/950. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Vorkriegsantifa

Helge Döhring
Schwarze Scharen
Anarcho-Syndikalistische Arbeiterwehr (1929-1933)

Helge Döhring präsentiert ein wichtiges, jedoch oft vergessenes Kapitel anarcho-syndikalistischer Geschichte: die Schwarzen Scharen, Arbeitermilizen nahe der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (FAUD), die den Nazis bereits vor deren Machtübernahme mit militantem Widerstand begegneten.

Rezensiert von Gabriel Kuhn

Helge Döhring hat sich um die Geschichtsbeschreibung des Syndikalismus in Deutschland bereits mehrfach verdient gemacht, unter anderem mit ausführlichen regionalen Studien zu Württemberg und Bayern. Das historische Kapitel, das er sich diesmal vorgenommen hat, ist ausgesprochen spannend. Es geht um die Schwarzen Scharen, Arbeitermilizen, die sich um die *Freie Arbeiter-Union Deutschlands* (FAUD) Ende der 1920er Jahre im Kampf gegen die Nationalsozialisten und andere faschistische Kräfte formierten. In der Regel in achtköpfigen Gruppen organisiert, schützten die Schwarzen Scharen syndikalistische Veranstaltungen und versuchten, bewaffneten Widerstand im Falle der nationalsozialistischen Machtübernahme vorzubereiten. Bedauerlicherweise konnten sie jedoch der starken Repression nach 1933 nicht widerstehen und wurden zerschlagen bzw. lösten sich auf.

Döhring zeichnet die Geschichte der Schwarzen Scharen in mehreren regionalen Kapiteln nach, von Berlin über Schlesien, wo sie besonders aktiv waren, zu Städten wie Kassel, Bochum und Aachen. Mitgliederzahlen werden ebenso präsentiert wie die Themen geschützter Vorlesungen sowie die Veröffentlichungen und Statuten einzelner Ortsgruppen. In dem abschließenden Kapitel „Der Kampf danach“ geht Döhring dem Schicksal einiger Mitglieder der Schwarzen Scharen nach, die ihren Kampf gegen den Faschismus nach der Machtübernahme der Nazis fortsetzten. Dabei ruft er einen der größten Skandale der Bundesrepublik in Erinnerung: „Die Widerstandskämpfer wurden nicht geehrt, interviewt und schrieben auflagenstarke Bücher. Sie wurden auch nach 1945 wie selbstverständlich gedemütigt (…)“. (S. 151) Döhrings Buch beinhaltet auch interessante Abbildungen sowie eine detaillierte Mitgliederliste einiger Ortsgruppen, die auf polizeilichen Aufzeichnungen beruht.

Die Schwarzen Scharen waren unabhängig organisiert, aber eng mit der FAUD verbunden. Döhring betont die Tatsache, dass die Bewegung – mit der Ausnahme Berlins – dort am stärksten war, wo es keine etablierten FAUD-Strukturen gab, vor allem auch in ländlichen Gebieten. Die Erklärung des Autors ist, dass die Gründung der Schwarzen Scharen mit einer Neuorientierung der anarcho-syndikalistischen Bewegung einherging, die sich mit einem enormen Mitgliederschwund konfrontiert sah. Absicht war, „dem Stagnieren und der Marginalisierung der Bewegung im ökonomischen Sektor“ bzw. „der Nichterfüllung gewerkschaftlicher Vorstellungen in den meisten Regionen“ entgegenzuarbeiten (S. 39). Die Schwarzen Scharen bemühten sich bewusst um einen Halt in breiten Bevölkerungskreisen: „der Schritt von einer Sekte zur Massenbewegung“ war zentrales Ziel (S. 72).

Arbeiterwiderstand gegen den Nationalsozialismus

Eines der wesentlichen Verdienste von Döhrings Arbeit ist es, einen weiteren Beitrag zur Widerlegung des Mythos zu leisten, dass es vor 1933 keinen organisierten und militanten Arbeiterwiderstand gegen die Nazis gab. Döhring verwendet das Beispiel der Schwarzen Scharen auch dazu, für eine offensive antifaschistische Politik zu werben, die nicht wartet, bis faschistische Machtstrukturen etabliert sind, sondern präventiv zu wirken versucht. Die Parallelen, die Döhring zur gegenwärtigen antifaschistischen Bewegung zieht, sind zum Teil überzeugend: auch diese antwortet oft eher auf rechte Aktivitäten anstatt eigene politische Akzente zu setzen. Trotzdem teile ich Döhrings Kritik an der gegenwärtigen Antifa-Bewegung in ihrer Pauschalität nicht. Wenn er von der „rudimentären Substanz heutiger Antifaschisten" (S. 9) schreibt, davon, dass diesen oft „weltanschauliche Klarheit, die Ernsthaftigkeit ihres Engagements und (…) selbstbewusstes und deutliches Auftreten" fehlt (S. 138), ja sogar davon, dass „bürgerliche Kultur" (unter anderem ausgezeichnet durch „Merkmale der Feigheit") in ihren Kreisen „dominant" ist (S. 139), so wird die Szene über einen Kamm geschert, der vielen Genoss_innen nicht gerecht wird.

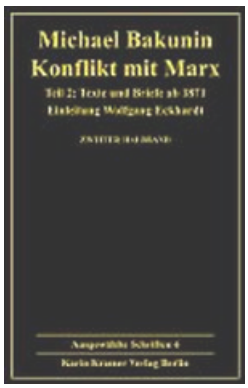
Auch andere Einschätzungen Döhrings kann ich nicht ganz teilen. Die präsentierte Faschismusanalyse bezieht zwar „sozialpsychologische Komponenten" (S. 28) mit ein, fokussiert jedoch immer noch stark auf den Faschismus als „Form bürgerlicher Herrschaft" (S. 26), was blinde Flecken klassischer linker Faschismusanalysen reproduziert. Unglücklich scheint es auch, die berechtigte Kritik an der fehlenden Erinnerung an die Novemberrevolution bzw. die Ausrufung der deutschen Republik am 9. November 1918 mit dem Verweis darauf zu illustrieren, dass die Gedenken an die Reichspogromnacht am 9. November 1938 „klar im Vordergrund" stehen (S. 8). Andere Debatten jedoch, etwa jene zur „Gewaltfrage", sind differenziert und überzeugend (S. 51ff). Hilfreich sind auch die Skizzen zu den Gründen des FAUD-Niedergangs in den späten 1920er Jahren, den Döhring auf „äußere" ebenso wie „innere" Faktoren zurückführt (S. 40f), sowie die Vergleiche zwischen den Schwarzen Scharen und der heutigen *Freien ArbeiterInnen-Union* (FAU), in denen er „ganz ähnliche Probleme einer typischen Minderheitenbewegung" entdeckt (S. 141).

Trotz der erwähnen Vorbehalte in Bezug auf einige der im Buch präsentierten Thesen ist „Schwarze Scharen. Anarcho-Syndikalistische Arbeiterwehr (1929-1933)" ein wichtiger und anregender Beitrag zur Geschichte und Theorie der syndikalistischen Arbeiterbewegung in Deutschland.

Helge Döhring 2011:
Schwarze Scharen. Anarcho-Syndikalistische Arbeiterwehr (1929-1933).
Verlag Edition AV, Lich/Hessen.
ISBN: 978-3-86841-054-9.
184 Seiten. 14,90 Euro.

Zitathinweis: Gabriel Kuhn: Vorkriegsantifa. Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/951. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Marx und Bakunin: zum „Urkonflikt“ von Marxismus und Anarchismus



Michael Bakunin
Konflikt mit Marx
Teil 2: Texte und Briefe ab 1871

Die jüngste Arbeit des Bakunin-Experten Wolfgang Eckhardt bearbeitet minutiös die Auseinandersetzungen innerhalb der Internationalen Arbeiter-Assoziation in den Jahren 1871/1872.

Rezensiert von Philippe Kellermann

„Die künftige Gesellschaft soll nichts anderes sein als die universelle Anwendung der Organisation, welche die Internationale sich gegeben haben wird. Wir müssen also Sorge dafür tragen, diese Organisation so weit wie möglich unserem Ideal anzunähern. Wie könnte eine egalitäre und freie Gesellschaft aus einer autoritären Organisation hervorgehen? Das ist unmöglich. Die Internationale, Keimzelle der künftigen menschlichen Gesellschaft, ist gehalten, schon von jetzt an das treue Abbild unserer Grundsätze von Freiheit und Föderation zu sein und jedes der Autorität, der Diktatur zustrebende Prinzip aus ihrer Mitte zu verstoßen.“
Jurazirkular (1871)

Der „Urkonflikt“ zwischen Anarchismus und Marxismus in der Ersten Internationale: ein inhaltlicher, kein persönlicher Streit

Es ist bekannt: Die Geschichte der sozialistischen Bewegung ist durch die Konflikte zwischen marxistischen und anarchistischen AkteurInnen tief geprägt worden. Das Terrain, auf dem dieser Konflikt explodierte, war die „Internationale Arbeiter-Assoziation“ (1864-1877). Mit dieser und dem angesprochenen Konflikt beschäftigt sich der gerade erschienene Mammutwälzer Wolfgang Eckhardts: *Michael Bakunin: Konflikt mit Marx, Teil 2, Texte und Briefe ab 1871*, herausgegeben im Rahmen von Bakunins *Ausgewählten Schriften*. Überraschenderweise stellen die Lesenden bei der Lektüre aber schnell fest, dass Bakunin als Agierender gar nicht im Mittelpunkt des Geschehens stand. Denn, wie Eckhardt betont:

„Die Signalwirkung der Namen ‚Marx’ und ‚Bakunin’, jener angebliche Zweikampf zweier Titanen, ist (…) überwiegend eine Erfindung der Nachwelt. Der Konflikt zwischen Marx und Bakunin hat nicht als Rivalität zweier Konkurrenten oder als eine von persönlichen Ressentiments geprägte Privatfehde Bedeutung – entscheidend ist, dass sich im Zuge der Auseinandersetzung die Gegensätze zwischen partei-politisch-parlamentarischen Strategien zur Eroberung der politischen Macht und sozialrevolutionären Konzeptionen im Sozialismus herauskristallisierten“ (S. 669)

Und es sind eine Unzahl von AkteurInnen, die sich um diese Positionen gruppierten, sie formulierten, weiter trieben, mit Leben erfüllten. Schon diese weitgehend Namenlosen zu Wort kommen, sie wieder in die Geschichte eintreten zu lassen, ist Leistung genug und sollte Eckhardts Band einen festen Platz in jedem Regal sichern. Betrachten wir aber die historische

Auseinandersetzung. Einer der Streitpunkte wurde schon erwähnt: die *politische Strategie*. Eckhardt hebt drei Positionen hervor: a.) Befürworter der Eroberung der politischen Macht auf parlamentarischem Weg (Marx/Engels); b.) Vertreter sozialrevolutionärer Ideen, die gewerkschaftliche Kampfformen vorzogen und jede Beteiligung am Parlamentarismus ablehnten (Bakunin/Guillaume), sowie c.) Anhänger der Eroberung der politischen Macht, bei Ablehnung des Parlamentarismus und des gewerkschaftlichen Kampfes (Vaillant) (S. 70f).

Diese Streitfrage war für sich genommen aber keineswegs der Grund für die heftige Form, die die Auseinandersetzung in der *IAA (Internationale Arbeiter-Assoziation)* annahm und schließlich zu ihrer Spaltung führte. Diese erklärte sich vielmehr aus einer zweiten Streitfrage, nämlich nach der *Organisationsform*. So war es der Versuch – allen voran von Marx und Engels – ihre politischen Vorstellungen als *allgemeinverbindliche* in der *IAA* durchzusetzen, welcher zu der heftigen Auseinandersetzung führte und ihnen von breiten Teilen der *IAA*-Mitglieder, keineswegs nur den AnarchistInnen, den Vorwurf eintrug, sich zum „Sultan" (S. 563) oder „Hohepriester" (S. 93) der *IAA* aufzuschwingen. Marx und Engels, die sich mit diesem Vorgehen frontal gegen die ganze föderalistisch-pluralistische Tradition der *IAA* stellten, ließen von ihrem Vorgehen, trotz mehrmaliger Versuche von allen Seiten, sie zur Umkehr zu bewegen, nicht ab und provozierten damit letztlich die Spaltung der Organisation. Dass überdies der ohnehin problematische Vorstoß der Beiden unter dubiosen Umständen auf der nicht repräsentativen Londoner Konferenz (1871) zustande kam, machte die Stimmung in den Föderationen nicht besser:

„Mit den Forderungen nach Konstituierung der Arbeiterklasse als politische Partei und Eroberung der politischen Macht wurden zentrale Programmpunkte von Marx und Engels zum Ausdruck gebracht, die jedoch auf der [Londoner] Konferenz so kaum diskutiert worden waren. Besondere Schärfe enthielt Resolution IX. aber vor allem durch den Verbindlichkeitsanspruch solcher Tätigkeit für alle Mitglieder der Internationale – erst dies machte sie zum Richtungsentscheid, der dem bisherigen Strömungspluralismus ein Ende setzte." (S.80)

Gegen diese „Gewaltpolitik" (Nettlau 1993, S. 126) erhoben sich nun keineswegs nur angebliche „BakunistInnen" oder AnarchistInnen im engeren Sinn, sondern alle, die die organisatorische und ideelle Grundlage der *IAA* in Frage gestellt sahen, also jene „Autonomie, die man sich durch die Assoziationen gerade zu sichern hoffte" (Weber 1989, S. 168). Erstaunlich dabei ist, und die von Eckhardt versammelten Quellen zeigen dies in aller Eindringlichkeit, wie klar sich die Beteiligten des grundsätzlichen Charakters dieser Auseinandersetzung bewusst waren. So erklärt z.B. André Léo in ihrem Artikel „Der Geist der Internationale":

„[E]s gibt derzeit unter den Menschen einen solchen starken Drang, diesem Weg zu folgen, dem von Tradition, Erziehung und Gewohnheit, dass man nicht merkt, wohin man geht und auf welchem Irrweg man sich befindet. Wir beginnen gerade erst zu verstehen, dass die wahre Einheit nicht im Verschwinden aller zugunsten eines Einzelnen besteht, seltsame Arithmetik, verhängnisvoller Köder, der die Menschheit seit so vielen Jahrhunderten narrt! (…) Die neue Einheit ist nicht die Einheitlichkeit, sondern ihr Gegenteil; die Entfaltung aller Initiativen, aller Freiheiten, aller Vorstellungen, verbunden allein durch die Tatsache ihrer Wesensgleichheit, die ihr gemeinsames Interesse erzeugt, in dem, von sich aus und auf verschiedenen Wegen, und wären es Umwege, die freien Kräfte zusammenströmen." (S. 687)

Politische Streitkultur: (Auch) eine Stilfrage

Erschreckend ist jedenfalls der *Stil* der Auseinandersetzung, wie er von Marx und Engels eingeführt wurde. „Dort sah ich", so der spanische Delegierte Anselmo Lorenzo über die Londoner Konferenz, „wie jener Mann [Marx], den ich in meiner Bewunderung und in meiner Achtung so hoch erhoben hatte, auf die Ebene der Gemeinheit herabsank" (S. 58).

„[K]einerlei Neigung, unter dem Banner dessen zu dienen, der die spanische sozialistische Allianz

denunziert hat“ verspürte Édouard David, und erklärte: „Wie groß sein Genie auch immer sein mag, ich kann ihm keine Achtung mehr entgegenbringen nach dem, was er vor und während des Haager Kongresses getan hat.“ (S. 591).

Schließlich:

„Es handelt sich hier [auf dem Haager Kongress der Internationale, 1872] um ein Manöver, das ich ohne zu zögern als unwürdig bezeichne seitens jener Männer [Marx und Engels], die ich für anständig zu halten pflegte (…) Vom ersten Tag an war das hier ein Zentrum gemeiner Intrigen; um ihre Anträge durchzubekommen, schrecken sie nicht davor zurück, die Internationale zu opfern. (…) M.[arx] und E.[ngels] legen eine unerhörte Taktlosigkeit an den Tag und unvergleichliche Wut gegen jedwede Opposition, ihr taktloses Spiel brachte sogar ihre Freunde auf.“ (Jules Johannard, S. 528)

Wenn man z.B. von Eckhardt bis ins Detail vorgeführt bekommt, wie Engels einen Brief voller Lügen über die Vorkommnisse innerhalb der Internationale nach Italien schreibt, weil er meint, auf die Unkenntnis des Adressaten spekulieren zu können (S.140f.), versteht man solche Reaktionen nur zu gut.

Schwer erklärbare Angst vor Bakunin

Das Handeln von Marx und Engels, das im übrigen nicht nur der Internationale, sondern vor allem auch ihnen selbst geschadet hat – es „endete in einem politischen Scherbenhaufen“, wie Eckhardt ausführt (S. 641) –, ist schwer zu erklären und scheint sich vor allem aus einer ungeheueren Angst vor Bakunin zu ergeben. Diese Angst wird durch die immer wahnhaftere Züge annehmende Vorstellung illustriert, wonach Bakunin „die Arbeiterbewegung unter *russische* Leitung nehmen“ wollte (MEW 32, S. 234), wobei man sich überall von blinden Werkzeugen und Spionen des Russen umzingelt sah.

Dies kann allerdings nicht erklären, warum Marx und Engels dieser angeblichen Unterwanderungsstrategie Bakunins mit einem neuen strategischen Kurs begegneten, der sie dem Großteil der *IAA* entfremdete. Es zeugt jedenfalls von einer entweder absurden Arroganz oder einer erstaunlichen Hilflosigkeit, wenn sie Bakunins „Phantasie-Sozialismus“ (MEW 18, S. 336) nicht anders als polemisch und in der Absicht, ihn lächerlich zu machen, entgegentraten.

Man darf in diesem Zusammenhang nicht vergessen, dass sich Marx und Engels auf keinem Kongress einer öffentlichen Auseinandersetzung mit Bakunin stellten. Stattdessen beriefen sie 1872 den Kongress in dem Wissen nach Den Haag, dass es Bakunin – aufgrund polizeilicher Verfolgung – nicht möglich sein werde dort hinzugelangen, um sich dann später wiederum über „Bakunins alte Unlust, in persönlicher Debatte aufzutreten“ lustig zu machen (MEW 33, S. 586).

Gelegt wurde damit der entscheidende Grund dafür, dass „die Auffächerung des Sozialismus in Sozialdemokratie, Kommunismus und Anarchismus im letzten Drittel des 19.Jahrhunderts“ nicht „mit größerer Sachlichkeit und Transparenz“ abgelaufen ist (S. 667).

Die Geheimgesellschaften Bakunins

Was die ominösen Geheimgesellschaften Bakunins angeht, ist festzuhalten, dass es diese in der Form nie gegeben hat und Geheimgesellschaften als solche in der damaligen Bewegung nicht grundsätzlich verurteilt wurden. Es entbehrt dann nicht der Komik, dass gerade Marx, der „seine Anhänger straff führte“ (S. 486) und eine solche Gangart auch in der IAA durchzusetzen versuchte, Vorwürfe gegen den „autoritären“ Bakunin erhob, gleichwohl aber mit den straff und konspirativen BlanquistInnen ein Bündnis gegen die angeblichen „BakunistInnen“ einging (S. 488f). Nichtsdestotrotz ist es für die Bakuninforschung nicht ausreichend, Bakunins Faible für

hierarchische Geheimgesellschaften lediglich als „Schwäche“ abzutun (S. 483), auch wenn Bakunins FreundInnen dieses Faible nicht teilten und für einen persönlichen Tick Bakunins hielten (S. 484). Wenn Bakunin jedenfalls zu Recht erklärte, dass Marx und Engels die Auseinandersetzung „personifizieren“ würden, um eine inhaltliche Diskussion „leichter umgehen zu können“ (S. 747), muss man sagen, dass er mit seinem „Tick“ ihnen dafür die Gelegenheit gegeben hat. Allerdings änderte dies nichts daran, dass der Großteil der *IAA* den Marxschen Vorwürfen nichts abgewinnen konnte und inhaltlich weitgehend auf Bakunins „Linie“ lag.

Fazit

Aus anarchistischer Perspektive kann man es sich leicht machen und einfach mit dem Teilnehmer des Haager Kongresses, Podolinskij, erklären:

„Faktisch haben die Zentralisten gesiegt, aber moralisch liegt der Sieg eindeutig bei den Anarchisten (…) und wirklich standen fast alle Arbeiter des Kongresses auf der Seite der Anarchisten.“ (S. 552)

Es ist meines Erachtens schwer, nach der Lektüre Eckhardts zu einem anderen Ergebnis zu kommen. Dieses Fazit ist für sich genommen nichts Neues. Schon Brupbachers *Marx und Bakunin* (1913), das – seinerzeit ein Skandal – dennoch vom kritischen Geist Franz Mehring für seine Marx-Biographie berücksichtigt wurde, oder die Arbeiten Max Nettlaus über die Erste Internationale haben vieles zur Aufklärung beigetragen und sich dem gängigen MEW 18-Geschichtsbild entgegengestellt.

Bisher hat sich der Marxismus immer wieder einer ernsthaften Auseinandersetzung mit solchen Arbeiten verschlossen. Beispielhaft, wenn z.B. das *Historisch-Kritische Wörterbuch des Marxismus (HKWM)* in den ersten Bänden kein einziges mal James Guillaume, der weitaus mehr als Bakunin der eigentliche Widersacher von Marx und Engels gewesen ist, auch nur erwähnt. Wie auch das angeführte Buch Brupbachers für das *HKWM* nicht zu existieren scheint.

Was jedenfalls die Arbeit Eckhardts im Besonderen auszeichnet, ist die Fülle der Quellen und die Arbeit am Detail. Mir ist im deutschsprachigen Raum nichts auch nur entfernt damit Vergleichbares bekannt. An diesem Buch wird niemand vorbeikommen können, der sich nicht nur ernsthaft mit der Geschichte der Auseinandersetzung zwischen Marxismus und Anarchismus, sondern auch der Arbeiterbewegung des 19. Jahrhunderts beschäftigen will. Und man wird sehen: Der Wunsch, dass „alle menschlichen Wesen in Freiheit und Würde leben können“ (Francisco Tomás, S. 585), musste nicht erst von den ZapatistInnen formuliert werden. Das aber macht Hoffnung, über alles Trennende hinweg…

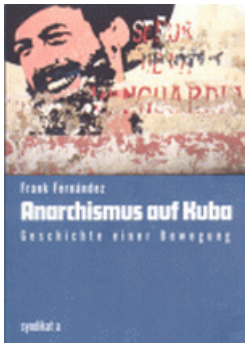
Zusätzlich verwendete Literatur

MEW – Gesammelte Werke von Karl Marx und Friedrich Engels (Werkausgabe)
Nettlau, Max 1993 [1927]: Geschichte der Anarchie. Band 2. Bibliothek Thélème, Münster
Weber, Petra 1989: Sozialismus als Kulturbewegung. Droste, Düsseldorf

Michael Bakunin 2011:
Konflikt mit Marx. Teil 2: Texte und Briefe ab 1871.
Karin Kramer Verlag, Berlin.
ISBN: 978-3-87956-342-5.
1240 Seiten. 78,00 Euro.

Zitathinweis: Philippe Kellermann: Marx und Bakunin: zum „Urkonflikt“ von Marxismus und Anarchismus. Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/952. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Bakunin versus Marx auf kubanisch



Frank Fernández
Anarchismus auf Kuba
Geschichte einer Bewegung

In Kuba gab es eine vitale anarchistische Bewegung – bis zur Kubanischen Revolution. Frank Fernández versucht, diesen beinahe vergessenen Teil anarchistischer Geschichte aus einer libertären Perspektive aufzuarbeiten.

Rezensiert von Sebastian Kalicha

Heute gibt es nur noch eine Handvoll Länder in denen vorgegeben wird, es herrschten sozialistische/kommunistische Ideale vor. China, Nord-Korea, Venezuela und Kuba sind die bekanntesten und so unterschiedlich diese Beispiele auch sind, zeigen sie doch auf, dass es durchwegs die autoritären, also marxistisch beeinflussten Varianten des Sozialismus waren, die die Oberhand gewannen – so man es diesen Ländern überhaupt zugesteht, sich ‚sozialistisch' oder ‚kommunistisch' zu nennen. Doch wo man autoritären revolutionären Sozialismus findet, entdeckt man zumeist auch die antiautoritäre Variante: Anarchismus.

Der Exil-Kubaner und Anarchist Frank Fernández versucht in „Anarchismus auf Kuba" am Beispiel dieses sozialistischen (?) Landes die heute kaum noch bekannte Geschichte der kubanischen anarchistischen Bewegung zu skizzieren und gegenwärtige Entwicklungen aus anarchistischer Sicht zu analysieren. Historisch gesehen ist das Beispiel Kuba aus unterschiedlichen Gründen spannend. Es gab eine vitale anarchistische (zumeist anarchosyndikalistische) Bewegung; diktatorische Herrschaft und gegen diese gerichtete revolutionäre Bewegungen, an denen auch AnarchistInnen teil hatten; schließlich eine erfolgreiche Revolution, die bald in eine marxistisch-leninistische Richtung steuerte und AnarchistInnen (wie so oft) mit der Fragen zurückließ, wie man sich nun dazu verhalten solle; und zuguterletzt noch die internationale anarchistische Bewegung, die zu diesem Thema ebenso Position bezog. Die letzten beiden Punkte waren, wie wir noch sehen werden, von besonders heftigen Disputen begleitet.

Turbulente Geschichte(n)

Der Autor beginnt seine Ausführungen im Kapitel „Kolonialismus und Separatismus" im Jahre 1865, als vor allem die Schriften des Frühsozialisten und Pioniers des Anarchismus Pierre-Joseph Proudhon in der kubanischen ArbeiterInnenbewegung an Einfluss gewannen. Hier und in den darauf folgenden Kapiteln erhält man wertvolle Informationen, wie AnarchistInnen vor allem in Gewerkschaften und Arbeitskämpfen aktiv waren. Leider erfährt man erst relativ spät (nach knapp einem Drittel des Buches, wir befinden uns bereits im Jahr 1921), wie sich das zahlenmäßig ausdrückte. Das Jahr 1921 wird als die „wohl schöpferischste Phase in der Geschichte des kubanischen Anarchismus" (S. 49) bezeichnet, in denen die quantitative Stärke mit 80.000 bis 100.000 Organisierten (bei einer Gesamtbevölkerung von damals 2,9 Millionen) angegeben wird. In der Zeit der Machado-Diktatur wurde auch die *Kommunistische Partei Kubas* (PCC) gegründet, womit AnarchistInnen – ähnlich wie in Spanien während des Bürgerkriegs – bald einen Kampf auf zwei Fronten zu führen hatten. Fernández meint hierzu:

„Die Mitglieder des PCC stellten eine disziplinierte, treu ergebene Minderheit dar, die, auch wenn sie ursprünglich selbst anarchistischen Fahnen gefolgt war, in der Zukunft – in Befolgung der aus Mexiko übermittelten Komintern-Befehle – daran gehen sollten (sic), alle Spuren des Anarchosyndikalismus, der über Jahrzehnte hinweg die treibende Kraft der kubanischen Arbeiterklasse gewesen war, erst zu verdrängen und schließlich auzulöschen." (S. 52)

Von diesen Erfahrungen ausgehend, erklärt sich auch die ideologische Ausrichtung des kubanischen Anarchismus, nämlich dass die AnarchistInnen dort nie wirklich ihren Frieden mit dem Marxismus fanden – zu dieser Zeit aber ohnehin eine übliche Haltung. Anarchismus und Marxismus galten in der ArbeiterInnenklasse als klare Gegensätze und dementsprechend wurde sich wenig geschenkt oder kooperiert. Das wird auch an den Ausführungen des Autors deutlich, da er häufig von „den Marxisten" spricht wenn es um anti-libertäre Aktivitäten der PCC geht.

Spätestens nachdem die Diktatur unter Batista gestürzt wurde und Fidel Castro sich an die Spitze der Revolution setzte, wurden die AnarchosyndikalistInnen aus den Gewerkschaften und Widerstandsorganisationen verdrängt und ins Exil getrieben. Dies führte auch zu einer schwerwiegenden Spaltung der anarchistischen Bewegung – sowohl auf Kuba als auch international. Die kubanischen AnarchistInnen – ob noch auf der Insel oder bereits im Exil – vertraten ebenso wie AnarchistInnen im Rest der Welt keine einheitliche Position zu Fidel Castro und zu den politischen Entwicklungen auf Kuba. Einerseits gab es bekannte Anarchisten wie Augustin Souchy oder Sam Dolgoff (als Teil der US-amerikanischen Organisation *Libertarian League*), die sich den kubanischen Exil-AnarchistInnen um die Gruppe *Movimiento Libertario Cubano en el Exilio* (MLCE) anschlossen und mit ihnen versuchten über den ihrer Ansicht nach zutiefst repressiven Charakter des Castro-Regimes aufmerksam zu machen. Andererseits teilte die Szene in Lateinamerika und Europa sehr oft diese Meinung eben nicht und sah die gesamte Angelegenheit auf Kuba etwas differenzierter. In Lateinamerika beispielsweise spaltete sich die einflussreiche *Federación Anarquista Uruguaya* gar an dieser Frage, wobei die kompromisslosen Anti-Castro-AktivistInnen in der Minderheit waren. In der anarchistischen Szene Europas stießen MLCE-AktivistInnen häufig auf taube Ohren und viele anarchistische Zeitschriften weigerten sich, Artikel von kubanischen Exil-AnarchistInnen zu veröffentlichen. Daniel Cohn-Bendit (damals noch Anarchist) beschuldigte das MLCE gar vom CIA finanziert zu werden. Anhand dieser Beispiele kann man schon herauslesen, wie intensiv diese Debatte offenbar geführt wurde.

Anarchistischer Grabenkampf auf Papier

Und genau hier hat das Buch seine größte Schwäche. Die Diskussionen, die sich damals abgespielt haben, werden weder objektiv noch inhaltlich gehaltvoll wiedergegeben. Da der Autor selbst zu jenen Exil-KubanerInnen gehört, die sich kompromisslos gegen die Revolution und Castro stellten (und stellen), wird die damals weltweit in libertären Kreisen so intensiv geführte Diskussion darüber ziemlich einseitig dargestellt. Hier wandelt sich das Buch von einer ausgewogenen libertären Analyse der Geschichte des Anarchismus auf Kuba hin zu einer in apodiktischem Sprachstil verfassten persönlichen politischen Positionierung. Es ist keine Analyse dieses Grabenkampfes, sondern ein Beitrag dazu. Obwohl der Autor selbst immer wieder betont, dass die strikte Anti-Revolutions-Haltung z.B. des MLCE unter AnarchistInnen (egal wo) damals in der Minderheit war, hört man kaum etwas von den Argumenten jener, die nicht mit der Linie des Autors und MLCE-Aktivisten Fernández übereinstimmten. Es werden zwar diverse Zeitschriften und Gruppen aufgezählt mit der Information, ob diese ‚dafür' oder ‚dagegen' waren, inhaltlich geht Fernández aber de facto nicht auf diesen Diskussionsprozess ein. Wenn er das einmal doch tut und über den kubanischen Anarchisten Manuel Goana Sousa herfällt (der Begriff ist hier durchaus angebracht), der ein Dokument veröffentlicht hatte, in dem er die kubanische Revolution und ihren Verlauf verteidigte, hört man nicht viel mehr als dass dieses Dokument „niederträchtig" (S. 94) gewesen sei und Sousa es irgendwie (es bleibt im Dunkeln wie genau) geschafft hätte, „fünf Altanarchisten der kubanischen Bewegung (…) genötigt" (S. 94) zu haben, es ebenfalls zu unterzeichnen. Es ist schade, dass hier die Chance verpasst wurde, diese Diskussionen der

anarchistischen Bewegung zu dokumentieren, was mit Sicherheit aufschlussreicher und produktiver gewesen wäre als Schuldzuweisungen und die bruchstückhafte Wiedergabe eines Diskussionsprozesses, die ohne ein Mindestmaß an Objektivität auskommt. Wobei: dieser Teil des Buches zeigt vermutlich nur, wie verbittert dieser Grabenkampf damals innerhalb der anarchistischen Bewegung geführt wurde. Und dass ein kubanischer Exil-Anarchist, der Dutzende FreundInnen und GenossInnen in den Gefängnissen Castros verschwinden sah, nicht ohne Emotion an dieses Thema rangehen kann, ist bis zu einem bestimmten Grad auch verständlich. Dennoch sind die offensichtlichen Lücken, die dieses Kapitel aufweist, unbefriedigend.

Gewagte Thesen zum Schluss

Im letzten Kapitel „Realität und Reflexion“ versucht der Autor noch einmal knapp zu subsumieren, was im Laufe der Lektüre ohnehin klar geworden ist: er steht auch weiterhin in absoluter Opposition zu Fidel Castro und dessen Regime. So glaubhaft seine Ausführungen hierzu auch sind, scheint der Autor manchmal aber die Macht und die ‚negativen Energien' Fidel Castros schlichtweg zu übertreiben. Castro hat zwar ein autoritäres Regime installiert und es fällt nicht schwer, ihn aus anarchistischer Sicht zu kritisieren (und es ist gut und notwendig das zu tun!), er ist aber auch nicht an allem Schuld was sich in Lateinamerika während des Kalten Krieges an Abscheulichkeiten zutrug. Wenn der Autor schreibt, dass die „Kubaner (...) nicht die einzigen [waren]“ (S. 123), die unter Castro zu leiden gehabt hätten, sondern gleich alle Menschen „in Lateinamerika und Afrika“ (S. 123), begründet er das so, dass die damaligen – zumeist von den US-Regierungen unterstützten – Militärdiktaturen „*[a]ls Reaktion* auf die von Castro unterstützten Aufständischen“ (S. 123; Hervorhebung S.K.) entstanden. Dass das wohl nicht ganz so zutrifft, Castro nicht für sämtliche (faschistischen) Militärdiktaturen und Putsche Lateinamerikas verantwortlich gemacht werden kann und Leute vom Kaliber eines Ronald Reagan, Henry Kissinger oder John Negroponte gemeinsam mit ihren tyrannischen lateinamerikanischen Verbündeten mit Sicherheit damals nicht nur reagierten weil Castro auf dem halben Erdball allerlei Böses tat, scheint außer Frage zu stehen.

Ein fast vergessenes Kapitel anarchistischer Geschichte

Dem Buch ist aber definitiv zugute zu halten, dass es Licht in ein kaum mehr diskutiertes Kapitel anarchistischer Geschichte bringt und viele auch heute noch relevante Fragen aufwirft. Die Situation, in der sich die AnarchistInnen damals befanden, kann bis zu einem bestimmten Grad mit der in Russland während der Oktoberrevolution oder mit jener der AnarchistInnen des Spanischen Bürgerkrieges verglichen werden: es gab eine Revolution, einen revolutionär-sozialistischen Prozess, an dem AnarchistInnen teil hatten aber aus unterschiedlichen Gründen sukzessive verdrängt wurden und mit dem Dilemma konfrontiert waren, wie man sich weiter zu der (sich aus anarchistischer Sicht in die falsche Richtung entwickelnden) Revolution verhalten soll. In allen drei Fällen gab es sowohl jene AnarchistInnen, die versuchten, sich trotz der offensichtlichen Fehlentwicklungen nach wie vor im revolutionären Prozess zu beteiligen in der Hoffnung, diesem durch ihr Einwirken wieder eine libertärere Richtung zu verleihen. Und es gab jene, die sich rasch abwandten und die aus ihrer Sicht fehlgeleitete Revolution mit der gleichen Inbrunst bekämpften wie das System, das durch sie gestürzt wurde. Ob Russland, Spanien oder Kuba: es scheint für die AnarchistInnen – egal wo sie waren und wie sie sich entschieden – nie wirklich gut ausgegangen zu sein. Die Gründe dafür sind mannigfaltig und es gibt mit Sicherheit kein Patentrezept, wie AnarchistInnen sich in derartigen Situationen verhalten sollten. Um aber Reflexionsprozesse anzustoßen und die ungemein wertvollen Erfahrungen von AnarchistInnen zu dokumentieren und zu vermitteln, die tatsächlich an Revolutionen teilgenommen haben, ist dieses Buch (trotz der oben angesprochenen Einwände) von großer Wichtigkeit.

Frank Fernández 2006:
Anarchismus auf Kuba. Geschichte einer Bewegung.
Syndikat-A, Moers.
ISBN: 9783981084634.
144 Seiten. 8,90 Euro.

Zitathinweis: Sebastian Kalicha: Bakunin versus Marx auf kubanisch. Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/953. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Vom Gay Pride zum White Pride

Koray Yilmaz-Günay (Hg.)
Karriere eines konstruierten Gegensatzes: Zehn Jahre „Muslime versus Schwule"
Sexualpolitiken seit dem 11. September

Wie in einem Brennglas erscheinen seit den Anschlägen vom 11. September 2001 die seit dem Kolonialismus etablierten westlichen Imaginationen über „den Islam" - Geschlecht und Sexualität waren und sind in diesen zentral. Und es blieb nicht bei Vorstellungen, sondern es wurden in westlichen Staaten demokratische Grundrechte abgebaut und Kriege begonnen – in weiten Teilen begründet mit Argumentationen über Geschlecht und Sexualität.

Rezensiert von Heinz-Jürgen Voß

Die Anschläge des 11. September 2001 („9/11") auf das World Trade Center und das Pentagon, bei denen mehr als 3000 Menschen starben, haben in der Weltgeschichte der letzten zehn Jahre deutliche Spuren hinterlassen. Demokratische Staaten haben nicht etwa mit den Möglichkeiten ihrer Gesetze reagiert und die Verbrechen nach dem Strafgesetzbuch geahndet. Stattdessen fanden Kriege statt, wurden militärische Drohungen ausgestoßen und im Inneren grundlegende demokratische Rechte für obsolet erklärt bzw. gleich ganz aufgehoben. Begleitet war diese Entwicklung von einer intensiven Diskursivierung des Islam, nicht etwa nur jener Verbrecher, die diese Anschläge verübten. Der Islam erschien nun vielen als bedrohlich. Die emotionale Erregung, die viele Menschen mit den Anschlägen erfasste, kanalisierte sich – westlich – hin zu einer Ablehnung des Islam an sich und zu Vorbehalten selbst gegenüber ganz konkreten Menschen, die als Musliminnen und Muslime erschienen.

Die Konstruktion eines emanzipatorischen Westens

Neben der grundlegenden Verdächtigung von Menschen, die irgendwie als muslimisch erkannt wurden, „Terroristen" zu sein, was insbesondere in den ersten Wochen nach den Anschlägen zu krassen Reaktionen lediglich auf Grund eines mitgeführten Koffers führen konnte, sind die Debatten nach 9/11 insbesondere geschlechtlich und sexuell aufgeladen. Hier knüpft der nun vorliegende Sammelband „Karriere eines konstruierten Gegensatzes: zehn Jahre ‚Muslime versus Schwule'" an – zunächst im kostengünstigen Selbstverlag aufgelegt, soll der Band demnächst auch in einem angesehenen linken Verlag als Buch erscheinen, das über jede Buchhandlung zu beziehen sein wird. Der Band fasst die Debatten der letzten zehn Jahre zusammen und arbeitet heraus, wie über diesen Zeitraum hinweg das bereits vorher existierende Bild des bedrohlichen, patriarchalen Anderen gegen eine vermeintlich aufgeklärte und emanzipierte europäische und westliche Identität gestellt wurde. Einleitend für den Band hält der Herausgeber Koray Yilmaz-Günay fest, dass das, was noch in den 1990er Jahren

„für absurd gehalten worden wäre, [...] heute Realität [ist]: Die Debatten über Diskriminierung und Gewalt fokussieren nicht mehr auf Gesellschaft mit ihren wirkmächtigen Institutionen, sondern auf diese vermeintliche Träger_innenschicht, die vermeintlich überkommene Feindschaften wieder ins Land holt." (S.7)

Musliminnen und Muslime werden als archaische Bedrohung inszeniert und von einem europäischen und westlichen „Wir", das emanzipatorisch sei, abgegrenzt. Das trieb die Tageszeitung *WELT* immerhin in einem Artikel soweit, dass sie in vollkommener Verleugnung der

für Homosexuelle so fürchterlichen Adenauer-Zeit, Emanzipation von Homosexuellen für die BRD bis in die 1950er Jahre tradierte:

„Wird Guido Westerwelle deshalb so scharf kritisiert, weil er homosexuell ist? Die Geschichte schwuler Politiker in der Bundesrepublik gibt wenig Anlass zu dieser Vermutung. Denn das Land ist in dieser Frage verlässlich liberal – schon Adenauer war Homosexualität hauptsächlich ‚ejal'." (WELT, 27.3.2010)

Mehrheitsdeutsches schwules Verlangen

Während das „Archaische" so drastisch abgelehnt wird, dass sogar Krieg und die Tötung von Zivilist_innen gerechtfertigt werden, wird im Bett ganz anderes verlangt:

„Zur gleichen Zeit, da der Migrant dafür gescholten wird, vormodern zu sein und unfähig, sich zu integrieren, wird seine gewalttätige Natur in der mehrheitsdeutschen Schwulen-Community als sexuell unwiderstehlich fetischisiert. Die kolonialistische Imagination des unzähmbaren Primitiven wird im Hinblick auf Integration verachtet, bei einem Sexpartner aber begehrt; ‚Südländer' dürfen im Schlafzimmer auf keinen Fall zivilisiert sein." (S. 40)

Was Jennifer Petzen hier so eingehend zusammenfasst, machte auch Cem Yildiz in seinen aufgeschriebenen Erfahrungen als Escort in dem Buch „Fucking Germany" deutlich, zu dem sich die fokussierte Rezension von Salih Alexander Wolter im vorgestellten Band findet: „Je krasser die Filme und Klischees, die sie [die Freier, Anm. HV] im Kopf haben, desto höher die Nachfrage nach dem wilden, gewalttätigen Ali." (Yildiz, zit. n. Wolter: S.47) Damit kristallisiert sich eine Kernaussage des Bandes heraus: Ablehnung und Angst, verbunden mit Faszination, bilden die Grundlage europäischer und westlicher Vorstellungen über „den Islam" und über „das Andere". In „den Islam" und „das Andere" wird hineinprojiziert, was westlich abgelehnt wird und was dennoch begehrt wird. Frivoler, lustvoller, nicht kanalisierter gleichgeschlechtlicher Sex gehören dazu, der westlich durch christliche Kirchen und – neuer – durch Eingetragene Partnerschaft so nachhaltig integriert und normalisiert wurde. Diese Charakteristika der Imaginationen zeigen sich bereits in kolonialen Beschreibungen und sie zeigen sich auch bei so bekannten schwulen Autoren wie Jean Genet und Hubert Fichte, die bemerkenswerte und unbedingt lesenswerte Bücher verfassten, aber auch das „lustvolle Andere" pointierten, darin aber eher eine erstrebenswerte Perspektive für Europa, als eine Bedrohung sahen.

Rassistische schwule Community

Angesichts der Anschläge vom 11. September rückten Bett und begehrenswerter Sex etwas mehr in den Hintergrund – und prägten die Imaginationen von Ablehnung und Angst die Vorstellungen in der mehrheitsdeutschen schwulen Community. Befeuert wurden diese Debatten von einzelnen Initiativen, die „die Migranten" als die homophobe und übergriffige Bevölkerungsgruppe aufbauten. Obwohl durch die eigenen ermittelten Zahlen nicht zu unterlegen, betonte das „Opfertelefon" Maneo aus Berlin „Migranten" als Täter_innengruppe. Der Beitrag „Opferlotto" von Dirk Ruder (aus dem Jahr 2007, in den Band aufgenommen) liefert eine fundierte Auseinandersetzung mit den Zahlen Maneos. Maneo und der LSVD (Lesben- und Schwulenverband) Berlin-Brandenburg veröffentlichten in der Folge eine ganze Reihe von Veröffentlichungen, in denen Migrant_innen als besonders homophobe Bevölkerungsgruppe dargestellt wurden – hingegen war ebenso auffällig, dass man sich zu rechtsradikalen Übergriffen überhaupt nicht verhielt. Stattdessen etablierte sich eine Situation, in der das schwule Magazin *Siegessäule* mit dem Titel „Türken raus" aufmachen konnte, sich das Magazin *Hinnerk* mit einer schwarz-rot-goldenen Deutschlandkarte auf dem Titel schmückte. Distanz zu Rassismus und Nationalismus, wie sie die Schwulenbewegung noch in den 1980er Jahren hochgehalten hatte, entsprach nun nicht mehr dem Zeitgeist. Aber selbst eher linke und sich als queer verstehende mehrheitsdeutsche Menschen schlidderten allzu leicht in die Falle, Migrant_innen als homophob

und übergriffig zu sehen. Nach einem transphoben Überfall in Berlin erkannte man auch hier sehr schnell Migrant_innen als Täter_innen und das obwohl die Aussagen der Opfer des Überfalls keinerlei Indiz hierfür gaben. Das unter den Opfern Migrant_innen und Israelis waren, spielte ohnehin keine Rolle (Vgl. Haritaworn/Petzen im Band, S.126f). Jin Haritaworn hatte das in dem Band „Verqueerte Verhältnisse“ herausgearbeitet, problematisiert und damit linke Strömungen aufgerufen, selbst zu reflektieren und sich von dem nationalen und rassistischen Zeitgeist in der Bundesrepublik Deutschland abzusetzen.

Zoom: Berlin

Immer wieder Berlin – beim Zoom auf die letzten zehn Jahre zeigt sich Berlin immer wieder als Brennpunkt rassistischer Zuspitzungen aus der schwulen Community (vgl. Wolter im Band). Das bedeutet nicht, dass sich der rassistische Zeitgeist, der Migrant_innen als andere und als Bedrohung (und als faszinierend und sexuell erregend) erkennt, nicht auch in der mehrheitsdeutschen schwulen Subkultur anderer Städte fände. Aber in Berlin, insbesondere in Berlin-Schöneberg, zeigen sich die Entwicklungen fokussiert. So wirken dort die einflussreichsten der rassistischen Protagonist_innen (*Maneo*, *LSVD Berlin-Brandenburg*, Jan Feddersen für die *taz*) und wurden dort zahlreiche Kampagnen entwickelt, die explizit Migrant_innen ansprachen, nicht homophob zu sein – das dann auch gleich auf Türkisch, während man es in der BRD bislang weder bei Kaffeewerbung, noch bei lesbisch-schwulen Aufklärungsbroschüren für notwendig hielt (und hält), diese auch in türkischen oder mehrsprachigen Varianten anzubieten. Nicht zuletzt wandte sich in Berlin die bekannte Philosophin Judith Butler gegen ausgrenzende und insbesondere rassistische Entwicklungen in der lesbischen und schwulen Community – mit dieser Begründung lehnte sie 2010 den Zivilcourage-Preis des dortigen Mainstream-Christopher-Street-Days (MCSD) ab. Während sich die Berliner Szene gerade noch bemühte, deutlich zu machen, wie sich Butler irre, machte der Club *Connection* Schlagzeilen, da Schwule, die als „asiatisch“ erschienen nicht eingelassen wurden. Die Begründung, die das *Connection* in einer E-Mail schrieb: „Leider kommen viele Gäste nicht, wenn zuviel Asiaten im Club sind. Wir versuchen, es allen recht zu machen.“ (Vgl. siegessaeule.de)

Der Sammelband: vielstimmig, facettenreich, regional zugespitzt, international eingebunden

Berlin zeigt sich hier als Mikrokosmos, in dem man rassistische Entwicklungen weitgehend nachvollziehen kann, die sich in europäischen und westlichen Gesellschaften vollziehen. Kriege werden mit Menschenrechtsverletzungen unter anderem und insbesondere an Homosexuellen und Frauen begründet. „Westliche Emanzipation“ zu verbreiten wird zentrales Anliegen auch der konservativen und rechten Kräfte; viele Linke bekommen dieses eigenartige Zusammentreffen nicht einmal mehr mit. Schwule, gerade erfreut, nun auch Teil der akzeptierten Gesellschaft zu sein und sich - zwar anders und zurückgesetzter als heterosexuelle Paare - staatlich registrieren lassen zu können, steigen allzu leichtfertig in die Debatte ein und bemerken nicht, wie sie eigentlich Objekt in der Diskussion sind und ihnen „ihr Schwulsein“ nur nachgesehen wird. Damit entgleitet auch, wie Rassismus und Homophobie tatsächlich in der Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland selbst entstehen und wie ihnen begegnet werden kann. Dass das nicht so bleibt, dafür gibt der Band eine verlässliche, wissenschaftlich fundierte und politisch orientierte Analyse, in der facettenreich und vielstimmig die Entwicklungen der letzten zehn Jahre ausgewertet, regional zugespitzt und international eingebunden werden. Rassismus und Homophobie entsteht genau da, wo ein Mensch, nur weil er möglicherweise dunklere Haare hat, immer „der Türke“ ist, nicht „von hier“ sein und schon gar nicht gleichgeschlechtlich begehren kann. Das Buch kann auf der Homepage http://yilmaz-gunay.de (Kontaktformular) bestellt werden.

PS: In dieser Besprechung ist oft und ausdrücklich von mehrheitsdeutschen Schwulen die Rede. Das geschieht deshalb, da sie einerseits in der aktuellen Debatte sexuell als besonders bedroht

inszeniert werden und sich selbst inszenieren, andererseits aber auch, weil in mehrheitsdeutschen lesbischen Szenen sich teilweise eine größere Distanz zu nationalistischen und rassistischen Entwicklungen zeigt. Gleichwohl ist auch in der mehrheitsdeutschen lesbischen Community und in mehrheitsdeutschen feministischen Kreisen Rassismus und Sexismus (u.a. heterosexistische Zuschreibungen an Migrant_innen) verbreitet.

Koray Yilmaz-Günay (Hg.) 2011:
Karriere eines konstruierten Gegensatzes: Zehn Jahre „Muslime versus Schwule". Sexualpolitiken seit dem 11. September.
Eigenverlag, Berlin.
ISBN: ohne ISBN - bestellbar unter: http://yilmaz-gunay.de (Kontaktformular).
209 Seiten. 5,00 Euro.

Zitathinweis: Heinz-Jürgen Voß: Vom Gay Pride zum White Pride. Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/954. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Wird es eine (arabische) Revolution?

Bernhard Schmid
Die arabische Revolution
Soziale Elemente und Jugendprotest in den nordafrikanischen Revolten

Bernhard Schmid liefert keine Prophezeiung, sondern eine umfassende Bestandsaufnahme der gegenwärtigen Verhältnisse in Nordafrika, die den Abstand zwischen revolutionärem Anspruch und der Fesselung durch die sozialen Abhängigkeiten zu ermessen erlaubt.

Rezensiert von Fritz Güde

Bernhard Schmid ist in seinem Buch „Die arabische Revolution?“ einen anderen Weg gegangen als die meisten Schnellkommentatoren mit Adlerblick. Er übersieht das ganze Gebiet Nordafrikas von Algerien bis hin nach Ägypten und fragt konsequent, aber ohne Sympathie-Übertreibung, nach den Chancen „der Unteren“, dem Begriff einer wirklichen Revolution nahezukommen. An Stelle der von anderer Seite bevorzugten Prophezeiungen sortiert er nach Einflussmächten. Im zweiten Kapitel geht er der Rolle der Gewerkschaften und zugleich der Bewegungen nach, die gewerkschaftsunabhängig vorgingen. Besonders wichtig ist das dritte Kapitel, in dem die mögliche Rolle sogenannter Islamisten analysiert wird. Dann nimmt er sich der „Facebook-Legende“ an, der Behauptung nämlich, die Gesamtbewegung habe vor allem - und mehr oder weniger ausschließlich - Blogs, Network, Facebook und dergleichen als Grundlage für ihren Widerstand gehabt - und das bei Leuten, die angeblich mit gewöhnlicher Schrift in Büchern oft Schwierigkeiten haben. Anschließend richtet sich der Blick auf die Rolle der diversen einheimischen Staatsgewalten mit ihren verschiedenen Versuchen, das Ruder in der Hand zu behalten - oder es gleichgesinnten Brüdern weiterzureichen. Sehr wichtig dann die (rhetorischen, militärischen und propagandistischen) Eingriffe der USA und der EU. Zwei letzte Kapitel fragen nach dem Einfluss der ganzen Bewegung auf Israel und Palästina und nach den mehr oder weniger gewaltsam zurückgeschlagenen Auswanderungsversuchen aus Libyen und Tunesien, nachdem sich die ursprünglichen Rückhaltungsverträge mit den dortigen Grenzpolizei-Verfügern zwischendurch gelockert hatten.

Islamisch orientierte Parteien

Am aufklärendsten vielleicht in Schmids Buch die genaue Bestandsaufnahme der Ausrichtung der verschiedenen islamisch orientierten Gruppen. Während hierzulande gleich schaudernd vom drohenden „Islamismus“ gesprochen wird, der sich den Berufsgruslern als einheitlicher Block darstellt, unterscheidet Schmid erst einmal nach Ländern. Richtig ist natürlich, dass die religiös orientierten Gruppen in einem Land ohne große Tradition weltlich-politischer Parteien einen Vorsprung haben. So die Muslimbruderschaft in Ägypten und *Ennahda* in Tunesien. Schließlich traute sich bisher keine Regierung, die Freitagsgebete zu verbieten. Damit war immer schon ein organisatorischer Minimalansatz angeboten.

Vor allem in den arabischsprachigen Ländern - außer Ägypten - scheint sich dabei ein Modell durchzusetzen, das sich mehr nach dem in der Türkei herrschenden ausrichtet. Der Kampf um die Scharia, in deutschen Zeitungen oft als das Schlimmste hingestellt, enthält auch ganz harmlose Zielsetzungen - zum Beispiel für das Bankenwesen. Wie jetzt in Libyen. Ohne weiteres ließen sich

Banken islamischen Rechts denken auf Teilnahmebasis. Dass dabei der gewöhnliche Zins einfach nach den Tabellen aus New York umgerechnet würde, schafft zwar den Kapitalismus nicht ab, verschlimmert ihn aber auch nicht. Dass am Anfang der nordafrikanischen Revolten nirgends ein Religionsproblem im Vordergrund stand, wird von Bernhard Schmid noch einmal bestätigt.

Aber die Auseinandersetzungen zwischen koptischen Christen und Muslimen in Ägypten? Darüber sind im Augenblick nur Vermutungen möglich. Immerhin spricht viel dafür, dass erst einmal die Kräche angezettelt wurden von Veteranen aus der Zeit Mubaraks, worauf dann Polizei und Militär brutal Frieden stifteten und aus der Zersplitterung der Massen neue Kraft zogen. (Der sehr vertrauenswürdige Leiter einer deutschen Schule in Alexandria erzählte mir selbst von den Ereignissen dort, dass zunächst Muslime und Christen zusammen sich gegen Schlägereien aller Art untereinander wendeten. Bis dann die Obrigkeit die Unruhen hergestellt hatte, die sie eigentlich verhindern sollte).

Wenn in der gängigen Darstellung der Vorgänge in Tunesien und Libyen häufig die Rede von Stämmen ist, so merkt Bernard Schmid mit Recht an, dass darunter natürlich keine Großorganisationen zu verstehen sind wie bei uns die Bayern oder in Libyen die Tuareg. Romantikern tritt Karl-Mayliches in den umwölkten Sinn. In der Bedeutung eines Zusammenhangs der Geburt gibt es solche Stämme auch in Libyen selten. Was allenthalben Stamm genannt wird, ist oft nicht mehr als Patronatszusammenhang, nach Wohnorten gegliedert. Patron, abgeleitet aus dem Französischen, das „Chef“ bedeutet: Der Chef eines Gebietes, der einzige Fabrikant oder Großgrundbesitzer formt aus den wirtschaftlich Abhängigen eine Gruppe, die mehr oder weniger tatkräftig - zuweilen auch prügelfroh - zu ihm steht. Wer Böses im Hinterkopf hegt, darf auch an Mafia denken. Die ganze Erscheinung dient zur Erstellung von Gefolgschaften über Personenfixierung. Und erzeugt zunächst einmal ein gesellschaftliches Parzellenwesen. Schwer zusammenzuhalten. (Vgl. dazu S.18)

Kein Bericht über Tunesien und Ägypten versäumt seit Wochen, den Verdacht der „liberalen Kräfte“ zu verstärken und weiterzugeben, die islamischen Parteien verstellten sich jetzt nur, hätten aber für später Übles im Sinne. Dagegen zitiert Schmid die ausdrücklich und offiziell so benannte „Strategie der Selbstbeschränkung“ der islamischen Parteien von Marokko bis Ägypten (S. 33). Kennzeichnend im Vergleich dazu das wohlwollende Schmunzeln der westlichen Berichterstattung, wenn in Libyen die Scharia ganz offiziell als Grundlegung des neuen Staates - nach Gaddafi - ausgerufen wird, mit weiterer Verschlechterung der Stellung der Frauen im Eherecht.

Bleibt alles, wie es ist?

Bernhard Schmids Fazit – einstweilig:

„In Tunesien und Ägypten wurden die Diktaturen durch die Revolten jeweils ‚enthauptet', also zum Sturz des jeweiligen Staatsoberhaupts – Präsident Ben ’Ali respektive Präsident Mubarak – gezwungen. (…) Doch unterhalb des bisherigen Hauptes – in Gestalt des gestürzten Präsidenten – und Rumpfes (die frühere Staats¬partei) bleiben einige Glieder der früheren Diktaturen noch aktiv.“
(S. 45f)

Vor allem in Ägypten, wo der Generalrat - das Militär - in letzter Zeit mehr Leute eingesperrt hat, als Mubarak in seinen letzten Jahren. Das über reiche materielle Mittel verfügende Militär versucht, durch allerlei Tricks in der neuen Wahlordnung und Verfassung die Macht zu behalten. Schultergeklopft bei diesem Unterfangen durch Westerwelle und andere Helfer aus dem Westen. In Tunesien spielte das Militär eine geringe Rolle, die diversen Geheimdienste und Polizeien eine große. Wie die vergnügten Gewährsmänner in weiten Teilen der hiesigen bürgerlichen Presse versichern, soll auch dort alles so bleiben, wie es ist. Natürlich ohne Diktator.

Die Chancen „der Unteren“, sich bei den anstehenden Wahlen durchzusetzen, werden im Buch nicht übertrieben. Außer den auch wieder neu zur legalen Partei zusammengetretenen Muslimen gibt es in Tunesien z.B. - je nach Zählung - 101 Gruppen, die sich zur verfassunggebenden Versammlung zusammengefunden haben. Darunter auch ausgesprochen linke Gruppen! Auch solche, die von den Parteien des französischen Gebietes mehr oder weniger patronisiert werden sollen. Der Ausgang bleibt offen.

Bernhard Schmid 2011:
Die arabische Revolution. Soziale Elemente und Jugendprotest in den nordafrikanischen Revolten.
Edition Assemblage, Münster.
ISBN: 978-3-942885-02-7.
120 Seiten. 12,80 Euro.

Zitathinweis: Fritz Güde: Wird es eine (arabische) Revolution? Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/955. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Gewalt und Nichtstun

Slavoj Zizek
Gewalt
Sechs abseitige Reflexionen

Slavoj Zizek geht in seinem neuen Buch in sechs abseitigen Reflexionen der Gewalt auf den Grund, was bekanntlich reichlich Zündstoff in sich birgt.

Rezensiert von Adi Quarti

Gleich in der Einleitung gibt der im Moment wohl umstrittenste zeitgenössische Philosoph, der derzeit Direktor des Birkbeck-Institute for the Humanities an der Universität in London ist, eine berühmte und gleichermaßen in der Betriebswirtschaftslehre wie Linken beliebte Anekdote zum Besten. Die jenes Arbeiters, der des Diebstahls verdächtigt und dessen Schubkarren jeden Abend peinlichst durchsucht wird, bei dem aber nie etwas gefunden wird. Doch schließlich fällt der Groschen: Der Arbeiter stiehlt Schubkarren! Mit der dem System innewohnenden systemischen Gewalt verhalte es sich wie mit der berüchtigten „Dunklen Materie“ in der Physik: Sie kann zwar nicht wahrgenommen, muss aber dennoch berücksichtigt werden. Wer nun aber erwartet, Zizek zeichnet ein neues, bisher unberücksichtigtes Bild des modernen Kapitalismus, wird enttäuscht werden.

Die sechs Kapitel behandeln eindringlich die Exzesse des Liberalkapitalismus, seinen Worten zufolge derzeit der Hauptfeind freiheitsliebender Menschen, alle anderen - „religiöse Fundamentalisten und Terroristen, korrupte und staatliche Bürokratien - sind nur Randerscheinungen, die je nach den Gegebenheiten auftauchen und wieder verschwinden“ (S. 38/39). Dieses dezidierte Haupt- und Nebenwiderspruchsdenken, eigentlich eine Spezialität der K-Gruppen der 1970er Jahre, durchzieht dieses Buch wie ein roter Faden. Über die Art und Weise, wie Zizek die Symptome der modernen Welt gegen den Strich bürstet, kann man sicher diskutieren, nicht aber darüber, wie hier deren Auswüchse und wohlbekannte Protagonisten (Bill Gates, Georges Soros, Thomas Friedman) kurzerhand zu „Liberalkommunisten“ erklärt werden. An dieser Stelle muss auf Zizeks Werk von 2009, „Auf verlorenem Posten“, verwiesen werden, wo er sich als Maoist zu erkennen gibt. Nun, was ist dabei, werden jetzt eventuell altgediente Achtundsechziger fragen? Es ist eine Sache einer Revolution das Wort zu reden, eine andere aber eine Methode vorzuschlagen, welche in einem „unterentwickelten“ Land wie China damals sehr erfolgreich war, dessen Lebensbedingungen aber heute angesichts des rasanten Wachstums dort nicht mit denen von damals zu vergleichen ist. Im gleichen Buch bekundet er gar Verständnis für die konservative Debatte über „Leitkultur“ in Deutschland, was er später in der *Süddeutschen Zeitung* in modifizierter Form wiederholt hat (dort plädiert er allerdings für eine „linke Leitkultur“). Die durchaus originelle Art des Autors, die Dinge zuzuspitzen ist die eine Seite, seine politischen Interventionen und gelegentliche dialektische Purzelbäume eine andere.

Doch zurück zur Gewalt, hier „göttliche Gewalt“, wo Walter Benjamin mit Hitchcock gleichgeschaltet wird. Dieser mysteriöse Text Benjamins von 1921 („Zur Kritik der Gewalt“) wurde auch schon von Jacques Derrida äußerst eindringlich quergelesen („Gesetzeskraft“, 1991), seine Nähe zu Heidegger und Carl Schmitt unmissverständlich herausgearbeitet, dessen Lesart von einem anderen linken zeitgenössischen Philosophen, Giorgio Agamben, später in „Ausnahmezustand“

(2004) ausdrücklich bestätigt wurde. So wundert es auch nicht, dass Zizek in einem Epilog mit Alain Badiou rät, gegen Aktionismus und irrationale Gewaltausbrüche, dass es manchmal auch besser sein könnte, einfach nichts zu tun. Die geniale Methode des Autors, Filme zu interpretieren, ist schon oft gelobt worden und auch in diesem Buch kommen sie nicht zu kurz, allerdings fast alle nicht gerade auf dem neuesten Stand. Oliver Stones „Natural Born Killers“ etwa hätte gut gepasst: Das Killerpärchen Micky und Mallory Knox (Woody Harrelson und Juliette Levis) werden von dem perversen Cop Jack Scagnetti (Robert Downey Jr.) und schließlich in einem blutigen Showdown von dem Gefängnisdirektor (Tommy Lee Jones) und dem skrupellosen Reporter Wayne Gale ohne Rücksicht auf Verluste gejagt. Noch besser, wenn wahrscheinlich auch weniger bekannt, passt der Film von Jennifer Lynch, der Tochter von David Lynch: „Unter Kontrolle“. In diesem Roadmovie geraten die FBI-Agenten Eizabeth Anderson (Julia Ormond) und Sam Hallaway (Bill Pullman) bei ihren Ermittlungen zu einer brutalen Mordserie in turbulente Abgründe. Waren es die eigenen Kollegen, die das Massaker angerichtet haben? In der DVD gibt es Zugabe sogar ein alternatives Ende des Streifens.

Wenn es Slavoj Zizek mit diesem Buch gelingt, eine überfällige Debatte anzustoßen - es handelt sich hier immerhin um eine Theorie-Reihe des sehr engagierten Laika Verlags - sei ihm die Art, gelegentlich meilenweit übers Ziel hinaus zu schießen, gerne verziehen. Gut zu lesen ist er allemal.

Slavoj Zizek 2011:
Gewalt. Sechs abseitige Reflexionen.
Laika Verlag, Hamburg.
ISBN: 978-3-942281-91-1.
192 Seiten. 19,90 Euro.

Zitathinweis: Adi Quarti: Gewalt und Nichtstun. Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/956. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Entbeintes in Brühe: Die neue Erklärungsmethode

Götz Aly
Warum die Deutschen? Warum die Juden?
Gleichheit, Neid und Rassenhass 1800-1933

Bei seinem Versuch, den ganzen deutschen Antisemitismus aus dem Neid zu erklären, gelingt es Götz Aly nicht, seinen begrifflichen Ansatz durchzuhalten. Dabei vergisst er völlig seine früheren Erkenntnisse zur organisatorisch vorbereiteten Judenvernichtung seit 1930.

Rezensiert von Fritz Güde

Um es vorweg zu sagen: Es widerstrebt, einem schon Blaugeprügelten noch einen Fußtritt zu verpassen. Nach allen Kritiken, die Götz Aly erreicht haben, traf ihn vernichtend ein einziges Lob. Der Publizist Henryk M. Broder war entzückt. Ihm ergab sich aus dem Werk: Antisemiten sind halt so. Es lässt sich gegen die durch Belehrung sowieso nichts ausrichten. Gerade eine Schlussfolgerung, die Aly zwar nahelegt, aber mit letzter Kraft bestreitet. Wer auf dem Broder-Blog *Achse des Guten* mitgenommen wurde, wie kann man gegen den noch etwas Schlimmeres aufbringen? Kurz gesagt: Die Grundthese Alys widerspricht in jedem Fall immer einer bekannten Tatsache, die einem beim Antisemitismus in den Sinn kommen mag.

Einen verdienstvollen Vordenker erwähnt der Autor weder im Text noch im Register. Helmut Schoeck: Der Neid, in den sechziger Jahren herausgekommen, damals von einschlägiger Seite zum Fertigmachen alles Linken aus dem Neidkomplex benutzt. Seither vermottet und fast vergessen. Von Aly aus dem Kleiderschrank gezerrt und durchgebürstet.

Wenn wir “Neid” denn so katechismusartig fassen, wie der Autor es an den meisten Stellen tut, bedeutet der Begriff: An der Stelle eines anderen sein wollen, der irgend etwas mehr hat - oder zumindest das haben wollen, was der andere besitzt. Dann fallen aber bei fast allen Beispielen, die Aly bietet, immer bessere Erklärungen ein. So zieht er - wie üblich - die christlich-deutsche Tafelgesellschaft Arnims und Brentanos in Berlin heran. Will er uns wirklich glauben machen, Arnim hätte tatsächlich an der Stelle des preußischen Efraim sein wollen? Ebenso viele Beispiele kollektiver Angst, überwältigt zu werden von Fremden. Wollten die Verängstigten wirklich sein wie die Schar der von Osten kommenden Einwanderer, die schlecht deutsch sprachen und sich als Hausierer durchfretteten?

Zum Neid im engeren Sinn passen allenfalls ab der Krisenzeit 1930 die Fälle von jungen Ärzten, die auf eine Amtsarzt-Stelle warteten. Entsprechend hungerleidende Advokaten, darbende Privatdozenten, mürrische Unterbeamte. Nur all das möglich erst nach dem verlorenen Krieg - also ab 1918. Wie Aly selbst – zerstreuterweise? - zwischendurch zugibt, konnten Juden vorher kaum Professoren werden. Noch weniger im alten Kaiserreich höhere Offiziere. Was half da dem kleinen Rekruten all sein Neid? Als Jude hätte er es kaum zum Leutnant gebracht. Damit entfällt also alles Gerede über das Angelernte, das Deutsche sich im neunzehnten Jahrhundert erworben hätten. Sie konnten es allenfalls in der Weimarer Republik in einem Nachholkurs erwerben.

Und umgekehrt: Gab es Neid nur gegen den “Rassenfeind”? Die oberflächlichste Geschichte der Entwicklung hin zum Faschismus stößt uns auf sehr beglaubigte Stories vom Neid zwischen

Parteigenossen. Rosenberg gegen Goebbels. SA gegen Reichswehr. Ribbentrop gegen alle. Titellose gegen titeltragende Reichswehrführer usw. Die alle bekannten sich natürlich auch pflichtmäßig zur Reinigung des deutschen Blutes oder was sonst gerade fällig war. Aber eine richtige Wut hatten sie nicht auf den abstrakt gemachten, schon kaum mehr sinnlich vorhandenen Juden, sondern auf den von Hitler falsch eingeschätzten zu gut weggekommenen Parteigenossen, der prahlerisch an ihnen vorbeispazierte. Diese Sorte trivialen Neides kommt bei Götz Aly gar nicht mehr vor.

Ein auf den ersten Blick überzeugendes Beispiel bietet Aly auf, als er den vergessenen Roman Bettauers hervorzerrt. In "Wien ohne Juden" (1922) tauchen sie wirklich auf - die neidischen Massen. Wie selektiv aber Aly Quellen verarbeitet, zeigt sich an dem Nebenumstand, dass Wien und Österreich sich nach kurzer Zeit haben rückbesinnen müssen und die Juden zurückrufen. Darauf wäre zumindest einzugehen gewesen.

Vergesslichkeit? Verdrängungswille?

Es kann einem so vorkommen, als verfielen der späte Nolte und Aly komplementär dem gleichen Erkenntnisverlust. Nolte sieht unter dem Stichwort "Jude" nur den verarmten, der dann konsequent im Kommunismus ("Bolschewismus") seine Befreiungslinie sieht. An dem war definitionsgemäß absolut nichts zu beneiden. Aly umgekehrt sieht nur den bildungsfrohen, hochkommenden kapitalistischen Juden, an dem der Neid sich hätte sattfressen können. Was beide vergessen: Das wirkliche Propaganda-Bild, das *Stürmer* und andere Nazi-Schriften boten. In hunderterlei Ausformungen stoßen wir dabei immer auf eine Figur, die in der einen Hand Hammer und Sichel trägt, in der anderen den Goldsack - oder das Dollarzeichen. Nur in der Vereinigung beider Aspekte konnte Antisemitismus seine Gewalt entfalten. Im Film "Jud Süss" etwa tritt der reiche feine wohllebende Jude auf, fähig auf jedem arischen Ball zu brillieren. Wer aber folgt ihm - im Film natürlich nur - nach? Eine Schar hungerleidender armer Juden, den Bettelsack auf dem Rücken. Sie drängen über die Grenze. Lehre: Der reiche - edel scheinende - Jude ist nur der Quartiermacher für die Armen. Insofern ist der bürgerliche Jude, den Aly meint, in all seinem An- und Wohlstand als genau so gefährlich anzusehen wie der niedrigste Hausierer, weil er diesen aus dem Blick nimmt, aus der Schusslinie. Von daher die Motivation der Hauptarbeit des antisemitischen Journalisten oder Karikaturisten oder Schreibers: Aufdecken! Das Geheimnis der Welt einfach machen! Deutsche, werdet ohne Uni und Schulung Durchblicker. Ein leicht fassbares Hühnerbein in der Brühe. So einfach ist alles!

Kennzeichnend gerade für die böse Lust des Antisemiten die Vorliebe im Deutschen und Französischen für Ausdrücke, die dem streng gedachten Darwinismus ein Greuel hätten sein müssen: "verjudet" und französisch lang vor dem deutschen Einmarsch "enjuivé". Ernste Erblichkeitsforscher machten den Antisemiten hüben wie drüben die geringste Lust, wenn sie mühsam Genealogien zusammenstellten bis zu einem Gastwirt aus Schopfheim, oder dem Rabbi Löw aus Prag. Richtig vergnügt wurde der angebliche Judenhasser, wenn er einer Person, die ihm sowieso missfiel, die Maske herunterreißen konnte und zeigen, dass auch dieses Wesen nur eine Verkörperung des ewig Bösen war - des Juden. Hat das etwas mit Neid zu tun?

Die Linken - unfreiwillige Helfer der Antisemiten?

Auffällig die erschütternde Vergesslichkeit des noch gar nicht so alten Forschers. Ist ihm alles entfallen, was er in "Vordenker der Vernichtung" zusammengestellt hat über Wissenschaftler aller Art, die über das Problem der notwendigen Entvölkerung Polens zur Entjudung zuerst mal der Städte vorgeschritten waren? An welcher Stelle soll bei diesen kühlen Planern der Neid mitgewirkt haben? Falls dem Statistiker sich überhaupt der Kleinstbauer im Posener Land oder der Jude in Krakau sinnlich vorgestellt hat, was wäre an dem beneidenswert gewesen?

Schon in früheren Epochen zeigte Götz Aly bei aller Auflehnung gegen die Obrigkeit eine

merkwürdige Neigung zur Unterwerfung unter den Staat (Vergleiche eine Rezension bei kritisch-lesen.de). Gesteigert ist diese Tendenz im neuen Buch Alys als zunehmende Neigung, Kommunisten und Sozialdemokraten fast stärker zu beschuldigen als die Nazis selbst. Ohne den Unterschied zu machen zwischen "zulassen" und "veranlassen", den uns unsere Lehrer einst einhämmerten, - sinere und jubere - werden die Linken insgesamt wegen einiger Äußerungen zur Rechenschaft gezogen, die alle ihrem übermäßigen Verlangen nach Gleichheit zuzurechnen sein sollen. Peinlich in diesem Zusammenhang die Gesamtdarstellung Mehrings. Gerüffelt wird er wegen einer Zusammenstellung von Sätzen Marx' aus dessen "Judenfrage", die er wohl herausgegeben hat. Über diesem mikroskopisch fixierenden Engblick wird völlig vergessen eine Frage: Wie konnte gerade ein Antisemit sich zunächst dem Juden Lasalle, dann dem Juden Marx so rückhaltlos anschließen? Hat er da was nicht gemerkt?

Wie wir den Schlussworten Alys entnehmen, haben Kommunisten und SPD zwar den Antisemitismus nicht gewollt, aber gegen ihren Willen zu seinem Aufkommen beigetragen. Was sich nur mitdenken lässt, wenn wir - dem Tenor des Buchs folgend - Gleichheitsverlangen generell als Neid ansetzen. Können wir das? Dann finge allerdings beim Protest gegen das Dreiklassenwahlrecht im alten Preußen schon die Sünde an. Denkt Aly das wirklich?

In seiner Abschiedskolumne in der *Frankfurter Rundschau* dröhnte Aly nicht nur gegen all seine Kritiker, sondern besonders gegen eine Gruppe, die ihm persönlich gar nichts getan hatte: Autonome in Berlin, die ihr Viertel vor Gentrifizierung bewahren wollten. In ihnen erkannte zornbebend der Weitgewanderte "Blockwarte". Also doch wieder Nazis. Weil sie sich der Veränderung widersetzten. Das führt noch einmal zu einem Geheim-Thema des letzten Buches zurück. Nicht ganz zum Thema Neid passend, wird immer wieder über deutsche Trägheit gegrübelt. Erhebt euch, tut selber was! Das sollte dann den eigentlichen Schutz darstellen vor dem bösen Neid, den schon ein Kain gegen Abel aufbrachte. Weil man sich tätig ja alles Gewünschte selber verschafft.

Merkwürdig, dass gerade Aly nie auffiel, dass in der Nazi-Zeit sich ungeheure Geschäftigkeit unter den Deutschen regte. Eine Schaffenskraft, die bei Freunden und Gegnern der damaligen Herrschaft gleichermaßen auffiel. Da wurde befördert, umgewandelt, von Stelle zu Stelle marschiert, notbeholfen, umquartiert, blitztelefoniert, dass dem Nachlebenden der Finger vom Computer fallen mag. Also deutsche Faulheit kann am Antisemitismus nicht die geringste Schuld tragen. Hier irrt Aly. Aber es macht ihm leider nichts mehr aus.

Das Großkapital wird - wie inzwischen üblich - ganz aus dem Schussfeld genommen. Nachdem Aly etwa Goldhagen 1996 mit seinen Kollektiv-Schuld-Thesen gegen alle Deutschen noch widersprochen hatte, ist er inzwischen nicht weit davon gelandet. Zu dem Zweck schlägt er einen Weg ein, auf welchem ihm schon Wagenknecht und Schirrmacher vorausgewandelt sind: Rückkehr zu den Propheten des Ordo-Liberalismus. Röpke mit seiner "Deutschen Frage" (1948) hat es ihm da besonders angetan. Und so wird seitenlang mit ihm gewandert und gewatet, bis die Knöchel im Sumpfe versinken.

Wohin wird Götz Aly noch gelangen? Derzeit steht er wohl mit Westerwelles letzten Getreuen im Sturm. Wird er nach deren Untergang noch offener gestehen, dass Privateigentum das Höchste und Einzige ist - und jeden Schutzes wert? Vor allem vor dem *Neid*.

Götz Aly 2011:
Warum die Deutschen? Warum die Juden? Gleichheit, Neid und Rassenhass 1800-1933.
S. Fischer Verlag, Frankfurt.
ISBN: 978-3-10-000426-0.
352 Seiten. 22,95 Euro.

Zitathinweis: Fritz Güde: Entbeintes in Brühe: Die neue Erklärungsmethode. Erschienen in: Debatten und Praxen des Anarchismus. 11/ 2011. URL: https://www.kritisch-lesen.de/c/957. Abgerufen am: 03. 01. 2019 02:22.

Lizenzhinweise

Copyright © 2010 - 2019 kritisch-lesen.de Redaktion - Einige Rechte vorbehalten

Die Inhalte dieser Website bzw. Dokuments stehen unter der Creative Commons Namensnennung-NichtKommerziell-KeineBearbeitung 3.0 Deutschland Lizenz. Über diese Lizenz hinausgehende Erlaubnisse können Sie über unsere Kontaktseite erhalten.

Sämtliche Bilder sind, soweit nicht anders angegeben, von dieser Lizenzierung ausgeschlossen! Dies betrifft insbesondere die Abbildungen der Bücher und die Ausgabenbilder.